

Geschichts- und Heimatverein Villingen

Jahresheft XVII

1992/93



Inhalt

	Seite		Seite
Grußwort	6	<i>Eugen Bode</i>	
Vorwort	7	Wasserwerke in Villingen	61
<i>Gertrud Heinzmann</i>		<i>Dr. Winfried Hecht</i>	
Zum 100. Geburtstag der Villingener Maler		Das Dominikanermuseum in Rottweil.....	74
Waldemar Flaig und Richard Ackermann ...	9	<i>Gunda Woll</i>	
<i>Herbert Muhle</i>		„Sammeln ist Leidenschaft“	
Ein Künstlerleben.....	14	Die Schössersammlung des Karl Kratt	80
<i>Hermann Preiser</i>		<i>Gunda Woll</i>	
Die unfreiwillige Trennung der Stadt		„Mach Krueg, Haeffen,	
Villingen vom Hause Österreich.....	23	Kachel und Scherben“.....	82
<i>Dr. Joachim Sturm</i>		<i>Hubert Weißer</i>	
Die Entwicklung des Kreisgebietes		„C'est une véritable Sibérie“	
von den letzten Jahren des Alten Reiches		Die Condé-Armee 1792/93.....	84
bis zum Schwarzwald-Baar-Kreis 1973.....	32	<i>Morand Faust</i>	
<i>Dr. Ernst Schaude</i>		Die letzten Tage des 2. Weltkriegs.....	92
Der Kampf um den Südweststaat		<i>Marc Henninger</i>	
Rückschau eines Zeitzeugen.....	42	Die deutsch-französischen Beziehungen	
<i>Dr. Gerhard Gebauer</i>		in Villingen 1992.....	98
20 Jahre Stadt Villingen-Schwenningen	50	<i>Uwe Conradt</i>	
<i>Elmar Fuhrer</i>		Buchbesprechung „Der Münsterbrunnen“ ..	101
Das Villingener Rathaus vor der Renovierung		Literaturliste der Städtischen Museen	
und Sanierung 1992/93	52	Villingen-Schwenningen.....	103
<i>Wolfgang Bräun</i>		<i>Uta Baumann</i>	
Die „Herrenstuben-Sozietät“ in Villingen ...	55	Rückblick auf das Vereinsgeschehen 1992 ..	107
<i>Kurt Müller</i>		Autorenverzeichnis	109
Die Vielfalt der Villingener Ordenstrachten....	57		

Zum 100. Geburtstag der Villingener Maler Waldemar Flaig und Richard Ackermann

Gertrud Heinzmann

Wir gedenken der beiden bedeutenden Maler Waldemar Flaig und Richard Ackermann, die beide vor 100 Jahren in ihrer Vaterstadt Villingen geboren wurden: W. Flaig am 27. Januar 1892, R. Ackermann am 11. September 1892. Die Erinnerung an ihr künstlerisches Werk bleibt ganz besonders in ihrer Heimat lebendig. Eine seltene Freundschaft verband diese beiden Malerkollegen; sie waren sich wesensverwandt in ihrem künstlerischen Schaffen und beide tiefverbunden mit ihrer Vaterstadt Villingen. Beide wurden durch die Fronterlebnisse des 1. Weltkriegs und ihre Verwundungen herausgerissen aus ihrer bürgerlichen Bahn und als junge Männer nach dem Krieg in den 20er Jahren zu Avantgardisten des Expressionismus, ähnlich ihrem berühmteren gleichaltrigen Kollegen und Malerfreund Otto Dix.

Beider Leben und Werk soll auch an dieser Stelle gewürdigt werden.

Waldemar Flaig wuchs in einer angesehenen Villingener Handwerkerfamilie mit künstlerischen Neigungen auf; ein Vorfahr seiner Mutter Wilhelmine Flaig, eine geborene Schertle, war der im 19. Jahrh. lebende angesehene Zeichner und Lithograf Valentin Schertle; sein Vater, der Glasermeister August Flaig starb früh, als Waldemar erst 6 Jahre alt war. Bei seinem Stiefvater, dem Kunst- und Dekorationsmaler Albert Säger in der Rietstraße, ging er in die Lehre und bekam so eine gründliche handwerkliche Ausbildung bis zur Gesellenprüfung, auch in der Fresko- und Wandmalerei. Albert Säger, als realistischer Landschafts- und Historienmaler seiner Heimatstadt gut bekannt, wurde ihm ein gründlicher Malervater, bis in ihm die künstlerische Begabung sichtbar wurde und er zur

Weiterbildung an die Kunstgewerbeschule in Karlsruhe und an die Akademie der bildenden Künste nach München ging. Danach folgte 1913 eine fruchtbare Wanderzeit in den Süden nach Rom und Neapel; Zeichnungen, Skizzen und Tuscharbeiten brachte er mit heim. Im 1. Weltkrieg 1914-18 wurde er jäh aus seinem beginnenden künstlerischen Schaffen gerissen, war 4 Jahre lang Frontsoldat, bis er im Juli 1918 an der Marne verschüttet und schwer verletzt mit einer Rückenlähmung ins Lazarett eingeliefert wurde. An Krücken kam er heim nach Villingen. Später bricht aus ihm das Entsetzen durch über Krieg, Tod und Zerstörung und findet seinen starken künstlerischen Ausdruck 1921 im Ölgemälde „Golgotha 1914, Der Tod im Stacheldraht“. Dieses erschütternde Bild vom toten Soldaten im Stacheldraht dokumentiert seine



Stadt“. Dieses Bekenntnis aus dem Kriegsjahr 1940 drückt seine tiefe Verbundenheit mit seiner Vaterstadt aus. Im Bild bricht die Lichtfülle der Sonnenstrahlen aus dunkel drohenden Wolken hervor und erhellt Villingen; Tannen und Silberdisteln im Vordergrund als Symbole für Schwarzwald und Baar bilden den Rahmen. Ackermann, der nicht nur den 1. Weltkrieg wie sein Freund Flaig schwer verwundet erliden mußte, sondern auch den 2. Weltkrieg als Soldat mit der Gefangenschaft in Frankreich überlebte, wurde als Maler zum bekennenden Kriegsgegner, zum Humanisten und Friedensbeschwörer, wie besonders die Ausdeutung der heimatlichen Legendengestalt des Romeius sichtbar macht: er läßt in seinen Darstellungen den Romeius sich wandeln vom kriegerischen Landsknecht Romeius militans über den eingekerkerten Romeius Mann zum Mahner, Wächter und Friedensstreiter für eine bessere Zukunft. Das spricht auch uns Heutige an! R. Ackermann, der unverheiratet blieb und keine eigene Familie hinterließ, lebte in besonderer Hinwendung in seiner Heimatstadt Villingen zu seiner kunstsinnigen Mutter, bis sie 1948 im Heilig-Geist-Spital starb, und seinen Freunden, die ihm nahe verbunden waren, die seine expressive Kunst bewunderten, ihn unterstützten und ihm auch materiell halfen. Wenn man ihn in seiner bescheidenen Werkstatt in der Bertholdstraße besuchte, war man erstaunt über die Fülle neuer Entwürfe, Modelle und Bilder, die man bewundernd entdecken konnte. Aus seinem christlichen Glauben schöpfte er Hoffnung und Trost, so wie er es in dem „Magischen Gedicht“ zu den 10 wundervollen Temperablättern „Advent“ (1937-46 entstanden) ausdrückte.

Richard Ackermann wuchs in Villingen in einem gut bürgerlichen Elternhaus auf, in dem Wohlstand herrschte und familien-traditionsbewußte Kultur seit Generationen gepflegt wurde. Sein Vater war Wilhelm Ackermann, ein selbständiger Kaufmann der Textilbranche in der Niederen Straße 10; sein Urgroßvater Dominik Ackermann, der Ältere, der „Ölmüller“ genannte



Schemenschnitzer und Bildhauer; sein Großvater, Dominik der Jüngere, Maler von Villingen Landschaften; seine Mutter Anna, geb. Martin, tiefreligiös und kunstliebend, stammte aus einer Familie, die Opernkapellmeister, Schriftsteller, Pfarrer und Ärzte hervorgebracht hatte. Die Werke der Dominik-Ackermann-Ahnen begleiteten Richard sein Leben lang. Er studierte zuerst in Freiburg Glasmalerei und monumentale Wandmalerei, dann an der Kunstakademie Karlsruhe Grafik und impressionistisches Malen. Nach dem 1. Weltkrieg, den R.A. als Kriegsfreiwilliger schwerverletzt und zeitlebens gehbehindert überlebte, in dem auch sein Vater und sein Bruder Ernst, beide gelernte Kaufmänner, schwerverletzt wurden, brachte die Inflationszeit mit dem Tod des Vaters und des Bruders den völligen Ruin des väterlichen Geschäftes und den Verlust seines geliebten Elternhauses in der Niederen Straße. In dieser Notzeit entstehen aus tiefster christlicher Glaubenshoffnung des Maler-Mystikers die Zyklen-

tiefe Ausdeutung vom Krieg und Tod und läßt doch Raum für eine hoffnungsvolle Vision für neues Leben und eine Zukunft, symbolisiert durch die gemalten Samenkapseln des Löwenzahn im Vordergrund des Bildes. Das christliche Golgatha-Thema als Mahnbild hat ihn auch später in seinem „Golgatha 1932“ kurz vor seinem Tod nicht zur Ruhe kommen lassen. Trotz Kriegsverwundung und körperlichen Leiden, die sein ganzes kurzes Leben anhielten und wohl auch zu seinem frühen Tod führten, erschien er seinen Freunden als froher, lebensbejahender Künstler. Er zieht nach Meersburg, heiratet 1920 die Villingerin Maria Thoma aus der Oberen Straße, zwei Kinder werden geboren, der Sohn Hubert (er fiel im 2. Weltkrieg 1943 in Rußland) und die Tochter Erika (verheiratete Milpacher). Die Erinnerungsausstellung für Waldemar Flaig im Juli 1992 im Villingen Franziskaner Museum kam zustande durch die gemeinsame Initiative der Stadt Meersburg und der Stadt Villingen-Schwenningen.

Die verinnerlichte Aussagekraft seiner Bilder zeigt sich ganz besonders in seinen Landschaften vom Schwarzwald, vom Bodensee, von Meersburg. Als Beispiel sei hier das eindrucksvolle Bild „Schnellzug Schwarzwaldbahn“ (1924) herausgegriffen aus der Fülle seiner Landschaften. Die aufgewühlte nächtliche Gewitterlandschaft mit dem dahinbrausenden Zug in den Tunnel hinein, alles in gespenstischer Bewegung in dunkelgrün-blau-braun gebrochenen Farbtönen, mit helleren Dampfwolken darüber, expressiv von ihm empfunden und gemalt. In den 12 aktivsten Jahren seines kurzen Lebens von 1920-1932 entstanden viele Ölbilder, Lithografien, Aquarelle, Feder- und Rötel-Zeichnungen. Auch das Don Quichote-Thema reizte ihn wie seinen Freund Ludwig Engler zu ganz eigenwilliger Darstellung. In der Porträt-Malerei sind bemerkenswert: Otto Dix (1924), Ludwig Engler (1926), die Tänzerin Tatjana Barbakoff (1927), viele Selbstbildnisse, seine Frau in „Mutter und Kind“ (1923) und Bildnisse seiner Kinder, auch ein Narro (1929). Diese Porträts, die in vielen

Ausstellungen hingen und ihn bekannt machten, sind mehr oder weniger in traditionellem Stil gemalt. Seine eigenwilligste expressive Formgestaltung fand er in Landschaften seiner Heimat. Daneben schuf er bei Ausmalungen in Kirchen, Kapellen und Pfarrhäusern Fresken, Altarbilder und Hinterglasmalereien, die seine tiefe Religiosität zum Ausdruck brachten. In der schwierigen Inflationszeit der 20er Jahre war er an jedem größeren Auftrag froh, hatte er doch auch eine Familie zu ernähren. Er beschiedete viele Ausstellungen mit seinen Landschaften und Porträts. Die anstrengenden Fresko-Ausmalungen Anfang der 30er Jahre und seine leidenschaftliche Arbeitsweise dabei hatten seine geschwächte Gesundheit so angegriffen, daß er nach einer Mandeloperation am 4. April 1932 im Villingen Krankenhaus starb, unfaßbar für seine Familie und seine Villingen Freunde. Richard Ackermann, der sich für seinen so früh verstorbenen Malerfreund oft eingesetzt hatte, hat auch zu Ausstellungen in Villingen Arbeiten von W. Flaig mitbeschiedet, so 1946 nach dem 2. Weltkrieg in Villingen zur Kunstaussstellung im damaligen „Haus der Jugend“ (Waldschlößle), Titel des Verzeichnisses „Maler des Schwarzwaldes und der Baar“. Für die Sonderausstellung „Waldemar Flaig“ im Alten Rathaus Villingen 1974 hatte Ackermann seinen Freund W. Fl. in einer früheren Laudatio folgendermaßen charakterisiert: „In den Jahren 1918-21 vollzog sich seine und auch meine endgültige Abkehr vom Antik-Akademischen zum Freilicht-Malerischen und damit zur Impression und zur neuen Expression des Gestaltens. Flaig also zeigt den illustrativen Expressionismus, der nicht wie die meisten im Nihilistischen stecken blieb, sondern richtunggebende Direktiven aufweist: Landschaft, Figurationen verschiedenster Gebiete in allen Registern menschlichen Empfindens.“

Die Würdigung der Malerpersönlichkeit **Richard Ackermann** soll einleitend unter dem Motto stehen, das er seinem Temperabild „Blick auf Villingen“ einschied: „Segen sei über dieser

BILDKUNST
VOM SCHWARZWALD
UND VON DER BAAR



Der Maler und Grafiker
Richard Ackermann

Mappe „Gothische Welt“ (1926), die „Advents-Mappe“ (1937) und die Aquarell-Miniaturfolge „Mein Villingener Kreuzgang“, die 10 Bildgedichte aus Villingen und Umgebung „Elendjahrzeit 1931“. Völlig mittellos, nachdem die Mutter 1932 ins Pfründnerheim übergesiedelt war, lebte er zurückgezogen ganz seinen künstlerischen Aufgaben, die er seit 1933 als „Expressionist“ geächtet als Maler der „entarteten Kunst“ nur in „innerer Emigration“ ausüben konnte. *) Seine miserable Lage damals geht aus einem Brief vom 8.6.34 an die NS-Jury hervor: „Ich bin finanziell nicht mehr in der Lage, Ausstellungen zu beschicken oder die vom Bund geforderten Fotos zu beschaffen“. Ein Lichtblick war die Freundschaft mit dem Fabrikanten Hermann Schwer, für den er die Kunstkartenserie „Vom Schwarzwald und seinen Trachten“ und die Aquarell-Serie um die Wallfahrtskirche „Maria in der Tanne“ schuf. Ein Hoffnungsschimmer war auch der Auftrag im „Theater am Ring“, vier Gemälde im Foyer zu malen (1942). Trotz seiner Invalidität wurde er noch zum Militärdienst bei der Luftabwehr

eingezogen bis zum Tag der Kapitulation im April 45; auf dem Fußmarsch nach Hause griff ihn ein französischer Trupp auf und brachte ihn nach Frankreich in die Gefangenschaft für ein 3/4 Jahr. Nach seiner Heimkehr wuchsen ihm neue Kräfte zu, und eine Blütezeit seines schöpferischen Tuns entstand in den 50er und 60er Jahren. Großaufträge in Fresko wie das Triptychon in der Südstadtschule (1954), das Wandbild in der Handelsschule „Die Lichtrakete“ (1960) und Zyklenmappen wie „Die Romeius-Quelle“ (1958), „Spektral-Entladungen“ in Aquarellen, „Abstrakta“ (1960), „Flammen und Strahlen“ (1967) und als letztes großes Werk (1967) 11 Lithografien „Villingen, die Stadt der schönen Türme und Tore“, bevor er am 10 Juli 1968 starb. Der Wert seiner zahlreichen künstlerischen Arbeiten in Bilderzyklen, Mappen, Tafelbildern in Öl, Aquarell und Tempera, in Lithografien und Holzschnitten verdient es, der Öffentlichkeit in Villingen in einer Gesamt-Kunstaussstellung in Erinnerung zu bleiben.

Sein christlicher Glaubensgrund, nach dem er lebte und malte, findet treffenden Ausdruck in seinem Magischen Gedicht in 10 Temperablättern „Advent“:

- I Glaube, wenn immer dunkler
und schwerer die Nacht des Winters
- II Die Verzweigung dich drückt
- III Wenn aussichtslos
all Beginnen und Handeln
- IV Wenn dumpf der Schrei
ins Leere verhallt
- V Und der Völker Wahnsinn
die Schöpfung verpfuscht
- VI Glaube, es tagt, eh dir's
bewußt - nachtumfangen
- VII Aus Weltallschwere
ein Funken stiebet
- VIII Ein Stern aufleuchtet
- IX Ein Licht erstrahlet
- X Zum Heil auf Erden
Der Heiland ist nah

Schrifttum:

*) Dr. Gustav Heinzmann, „Bildkunst vom Schwarzwald und von der Baar. Der Maler und Grafiker Richard Ackermann.“ Band 5 der Schriftenreihe der Stadt Villingen-Schwenningen. S. 38 ff.



Waldemar Flaig, Schwarzwaldlandschaft, Öl auf Leinwand, 79 x 99 , 1929

Es würde den Rahmen dieser Jahresschrift sprengen, wollte man auch nur einige wesentliche Werke der beiden Künstler Richard Ackermann und Waldemar Flaig abbilden, die in den Würdigungen von Gertrud Heinzmann und Herbert Muhle genannt sind.

Wir möchten deshalb hier ausdrücklich auf Bücher bzw. Kataloge über R. Ackermann und W. Flaig hinweisen und Ihre besondere Aufmerksamkeit darauf lenken. Ausführliche Informationen hierzu finden Sie in der Literaturliste der Städtischen Museen in diesem Heft.

Die nachfolgende Biographie über Waldemar Flaig wurde übrigens erstmals im diesjährigen Katalog zur Ausstellung im Franziskaner veröffentlicht. Unser Dank gilt dem Autor für die Genehmigung zum Nachdruck.

Wem die Kunst das Leben ist,
dessen Leben ist eine große Kunst

Ein Künstlerleben

Herbert Muhle

Waldemar Flaig zum hundertsten Geburtstag

Das Kulturamt der Stadt Meersburg und die Städtischen Museen Villingen-Schwenningen zeigten im Sommer 1992 zum hundertsten Geburtstag des Malers, der in Villingen geboren wurde und seine Hauptschaffenszeit in Meersburg lebte, eine gemeinsame Gedächtnisausstellung. Die Ausstellung fand in beiden Städten großes Interesse und soll die Erinnerung an diesen bedeutenden, leider frühvollendeten Künstler wachhalten, dem beide Städte und ihre Bürger so sehr viel zu verdanken haben.

Waldemar Otto Flaig wurde am 28. Januar 1892 in Villingen geboren und starb in seiner Heimatstadt gerade vierzigjährig am 4. April 1932. Seine künstlerische Schaffensphase liegt in der Zeit von 1920 bis 1932, also in gerade knappen zwölf Jahren – aber was für einem Duodezennium! Es war die Zeit – so oft und so falsch als die 'goldenen Zwanziger-Jahre' dieses Jahrhunderts bezeichnet – war sie doch nur für wenige, ganz wenige, wirklich 'golden' – einer bis dahin nie dagewesenen künstlerischen Freiheit und (fast) unbegrenzter Möglichkeiten. Diese Zeit von ungeheurer Kreativität derer, die die erste Menschheitskatastrophe dieses Jahrhunderts, den Ersten Weltkrieg, überlebt hatten, war aber auch eine Zeit ständiger existentieller Bedrohung, nicht nur in gesellschaftlicher, wie wirtschaftlicher, vielmehr auch in politischer Hinsicht. Es war eine Zeit größter geistiger Auseinandersetzung, und in diese Zeit war der Künstler Waldemar Flaig hineingeboren, aber auch bewußt hineingewachsen.

Seine Jugend in Villingen verlief wohl auch nicht so unproblematisch, wie sie hin und wieder dargestellt wurde. Zunächst einmal starb der Vater, der Glasermeister August Flaig, ein angesehener Villingener Bürger, achtunddreißig-

jährig am 29. Januar 1898 in Villingen, einen Tag nach Waldemars sechstem Geburtstag. Der Vater hinterließ seine Witwe Wilhelmine geb. Schertle mit zwei Töchtern und zwei Söhnen, aber in wirtschaftlich gut geordneten Verhältnissen (wie aus einer vorliegenden 'Verlassenschaftteilung' vom 11. Juni 1898 hervorgeht). Waldemars Erbteil wird später noch eine Rolle spielen. 1906 oder 1907 heiratet Wilhelmine Flaig in zweiter Ehe den 'Kunst- und Dekorationsmaler' Albert Säger aus Villingen, der nun als Stiefvater in der Familie wirkt. Waldemar besucht die Oberrealschule in Villingen bis zum 'Einjährigen' (welcher Schulabschluß zum nur einjährigen Militärdienst berechtigte), der heutigen 'Mittleren Reife'. Danach trat er eine Handwerkslehre bei seinem Stiefvater als Dekorationsmaler an, die er mit einer ordentlichen Gesellenprüfung abschloß.

Die Persönlichkeit des Stiefvaters verdient doch eine nähere Betrachtung. Er hatte das Maler- und Lackiererhandwerk gelernt, ging aber nach der Lehre nach München an die Akademie; er war ein Piloty-Schüler. Nach Villingen zurückgekehrt, wo er gezwungen war, das plötzlich verwaiste Malergeschäft des Vaters zu übernehmen, blieb er sein Leben lang zwischen seinem Brotberuf und seinen künstlerischen Ambitionen hin und hergerissen. Es gibt noch heute eine Fülle von Albert Säger-Bildern in Villingener Bürgerhäusern, Sammlungen und auch einige als Wandbilder an öffentlichen Gebäuden. Albert Säger malte sauber, korrekt, mit bester handwerklicher Qualität und sehr naturalistisch, neben Porträts und einigen Landschaften vor allem Villingener Motive aus seiner alltäglichen Umgebung. Er gilt in Villingen als der 'Malervater', weil er auch Waldemars späteren

Freund Paul Hirt (1898 bis 1951) als Lehrling ausgebildet und später zur Kunst gebracht hat. So ein ganz einfaches Kind oder Jugendlicher scheint Waldemar genannt Waldi nicht gewesen zu sein. Seine Mutter schreibt ihm 1921 mit der ausdrücklichen Gratulation 'vom lb. Vater' zu seinem Erfolg in Kritiken und Verkäufen bei seiner ersten Ausstellung in Konstanz am 12. September 1921: »Wir haben schon oft von Dir gesprochen, ja Du warst immer ein wilder Knabe und Jüngling und hast meistens nach Deinem Gutdünken gemacht, aber doch nie zum hassen und hast doch gottlob nie etwas schimpfliches gemacht. Es steckte eben früher schon etwas Besonderer in Dir und wir waren immer etwas kleinlich und konnten nicht mit solchem Feuergeist mitkommen .. « Waldemar hat später oft über seine harte und strenge Jugend erzählt. So berichtet sein Freund und Gönner Prof. Dr. Julius Hollerbach bei der Gedächtnisfeier für Waldemar Flaig (Juli 1932) »Er hatte früh zu leiden unterm Nichtverstandenwerden ... In dem Malerlehrling steckte der Künstler ... und wenn er dem Stiefvater helfen mußte die Schilder auf die Gräber malen, machte er es nicht nach der Schablone, und dann mußte er hören, daß er 'nit emol Krüzli mole ka!'... « Aber Waldemar hatte dem Stiefvater sehr viel zu verdanken in der Ausbildung zu gründlicher handwerklicher Arbeit 'von der Pike' auf zu Vielseitigkeit in der Malerei bis zur Fertigkeit in der Fresko- und Wandmalerei, die in Flaigs Lebenswerk für Broterwerb, aber auch zu künstlerischer Vollendung wichtig wurde.

Im Anschluß an die Lehre besucht W. Flaig ab 1909 die Kunst- und Gewerbeschule in Karlsruhe, arbeitet aber während der Ferien im elterlichen Geschäft weiter. Erst ab 1911 setzt er seinen Willen durch und kann ein Studium an der Akademie der Bildenden Künste in München beginnen. Künstlerischen Einfluß haben hier seine Professoren Gröber und Thor. Er selbst genoß erst einmal die Freiheiten und Versuche Schwabings. Und er hat oft von dieser Zeit geschwärmt, hatte er hier doch seine

Landsleute Ludwig Engler (1875 bis 1922), mit dem ihn später eine enge Künstlerfreundschaft verband, und Moll getroffen. Er erzählte auch von tollen Streichen und den leichten Stunden im Café Stefanie mit Moll, Engler und anderen. Aus dieser 'Bohème' holte ihn der etwa acht Jahre ältere Bildhauer, spätere Professor Karl Knappe heraus, der ihn »ohne Druck und Tyrannei« zu ernsthafter Arbeit und Arbeitsfreudigkeit brachte und großen Einfluß auf Flaig über dessen ganzes Leben hinweg ausübte, ihm auch immer wieder Aufträge verschaffte und ihn als echter Freund förderte, wo er konnte.

1913 beendet Waldemar Flaig seine Studien in München. Er kehrt zunächst nach Villingen zurück, aber eigentlich nur, um sich sein Erbe auszahlen zu lassen, was mit größtem Widerwillen auch erfolgt, er ist immerhin volljährig. Er bricht nach Italien auf, erlebt Rom und Neapel, wohl auch Florenz und hat ein »volles überglückliches Jahr Künstlerjugend« (Hollerbach). Bei Kriegsausbruch 1914 »muß er heim, kann in der Werkstatt des Stiefvaters nicht atmen und walzt nach Frankfurt ...« Vom väterlichen Erbe scheint nicht mehr viel übrig zu sein, denn Hollerbach berichtet – immer aus erzählten Erinnerungen von Flaig – von »letzten Groschen, die geteilt« werden. Er schmückt Christbäume, errichtet Weihnachtskrippen – übrigens eine alte, noch heute geübte Villingener Tradition, – Waldemar hatte ja eine »unheimliche Handfertigkeit in allem Möglichen, aber er machte alles mit Liebe und Andacht, auch das Kleinste«, wie Hollerbach sagt.

Im Januar 1915 wird er Soldat und kommt ab März dieses Jahres an die Westfront, wo er bis Juli 1918 Dienst tut. Hier ereilt ihn sein Schicksal, er wird verschüttet, erleidet schwere Rückenquetschungen und Lähmungen, die ihm später im weiteren Leben immer wieder zu schaffen machten. Er wird mit Elektroschocks behandelt, was damals wohl noch Höllenqualen gleichkam und ihm ein Trauma beibrachte, das ihn sein Lebtage nicht losließ und ihn auch davon abhielt, noch einmal im Leben ärztliche Hilfe in

Form von Eingriffen in Anspruch zu nehmen. Hier ist sicher auch die Ursache für seine immer wiederkehrenden Krankheiten und schließlich seinem frühen, allzu frühen Tod zu suchen. 1919 wird er – obwohl noch an Krücken gehend – auf eigenen Wunsch aus dem Lazarett in Konstanz-Petershausen entlassen und kehrt nach Villingen zurück. Künstlerisch hat sich Flaigs Kriegserlebnis in einer Anzahl Zeichnungen und kleinen Gemälden niedergeschlagen. Diese umspannen ein breites Spektrum von Karikaturistischem bis zu »tiefen und ernsten Zeichnungen, die nichts illustrierten, aber in ihrer Einfachheit genug sagten«, wie Flaigs Freund Knappe einmal berichtete. Seinen stärksten Niederschlag hat das Kriegserlebnis Waldemar Flaigs in seinem Bild 'Golgotha 1914' (auch unter dem Titel 'Der Tod im Stacheldraht' bekannt) von 1921 gefunden. Mit diesem anklagenden, den Krieg verurteilenden und doch auch im Grunde erlösenden Bild hat Flaig sich das Kriegserlebnis, soweit überhaupt möglich, »von der Seele gemalt«.

In Villingen gründet Waldemar Flaig 1919 zusammen mit dem Kaufmann Ernst Huber die 'Kunstgewerblichen Werkstätten Huber-Flaig'. Sozusagen als Nachfolger der dort früher ansässigen Glatz'schen Keramikwerkstätten. Wobei auch hier möglicherweise eine Villingener Tradition, die der Töpferei und Ofenbaukunst – bekanntester Vertreter Hans Kraut (1520 bis 1590) – Pate gestanden haben mag. Aber schon 1920 scheidet Flaig aus dem Unternehmen aus, dessen Nachfolge die Firma Huber-Roethe antrat, deren Produkte heute im Antiquitätenhandel recht gute Preise erzielen.

Waldemar Flaig beschloß, sich als freier Künstler am Bodensee – eben in Meersburg niederzulassen. Er schlägt sein Atelier im alten Schloß auf, nimmt dort auch seine Wohnung und heiratet im Juni 1920 Maria Thoma aus Villingens Oberer Straße. Sie war ihm sein weiteres Leben lang eine verständnisvolle und tapfere Lebensgefährtin, die mit ihm alle Höhen, aber auch alle Tiefen und dunklen Seiten seines

Weges geteilt hat. Sie hatten zusammen zwei Kinder, von denen es unter Themen wie 'Mutter und Kind' oder auch 'Kinderbild' sehr bemerkenswerte Porträts gibt. Die Kinder bedeuteten Flaig sehr, sehr viel, nahmen ihn in besonderem Maße 'in die Pflicht', zeigen aber auch, zusammen mit Bildern wie 'Sterbende Mutter' (der eigenen, 1924), sozusagen biographische Züge in Flaigs Kunst auf. Sohn Hubert wurde am 24. Oktober 1923 geboren und ist am 21. September 1943 in Rußland gefallen. Die Tochter Erika, jetzt verheiratete Milpacher, hat nach dem Tode der Mutter (9. November 1970 in Villingen) den größten Teil des künstlerischen Nachlasses ihres Vaters dem Villingener Museum übereignet. Ein Teil dieses Nachlasses wurde im Februar/März 1974 letztmalig öffentlich gezeigt. Lediglich einzelne Stücke waren als Leihgabe hier und da zu sehen oder wurden in Themenausstellungen gezeigt. Es gab keinen Platz. Dieser Zustand hat sich zunächst mit der Gedächtnisausstellung zum hundertsten Geburtstag geändert, vor allem aber wird mit dem z. Zt. laufenden, sehr aufwendigen Ausbau und der Erweiterung des Franziskaner-Museums eine Möglichkeit der Dauerausstellung des Œuvre von Waldemar Flaig geplant und realisiert. Maria Flaig, 's'Marile', wie Flaigs Frau zeitweilig auch als bejahrte Bewohnerin des Heilig-Geist-Spitals in Villingen genannt wurde, war eine freundliche, aufgeschlossene und hilfsbereite Frau. Ob sie aber als Künstlerfrau den oft üblichen Part der Bewahrung der Familie, der Regelung der Finanzen, auch der Bestimmung der 'bürgerlichen' Existenz besonders gewachsen war, vermag man nur sehr schwer zu beurteilen. Schließlich war Waldemar Flaig eine viel zu starke Persönlichkeit als Künstler wie als Mensch. Sie war zunächst nach dem Tode ihres Waldi in Meersburg geblieben, zog dann nach München und später in ihre Heimatstadt Villingen. Hier haben sie noch viele Villingener in guter Erinnerung.

Schon im Oktober 1919 hatte Flaig im Kunstverein in Wiesbaden eine erste erfolgreiche

Ausstellung beschickt. Im Juli 1920 beteiligte er sich mit drei Bildern an einer Ausstellung 'Maler und Bildhauer Oberbadens' im 'Wessenberghaus' in Konstanz, die Kunstkennern auffielen. So wies Bruno Leiner in der 'Konstanzer Zeitung' besonders auf Flaig hin und Herr Schmidt-Pecht, der Flaig noch aus seiner Villinger Keramik-Werkstatt her kannte, veranstaltete im Oktober 1920 eine Sonderausstellung mit Flaig'schen Werken. Die Konstanzer Ausstellung im Sommer 1921 mit guten Kritiken und auch Verkaufserfolgen war ein verheißungsvoller Anfang!

Neben seinem malerischen Werk war Flaig in der Zeit von 1920 bis 1924 auch stark mit graphischer Kunst beschäftigt. Er gestaltete Lithographien, Holz- und Linolschnitte mit den unterschiedlichsten Motiven: Landschaften wie Illustrationen. Es gibt aus dieser Zeit eine Folge von Don Quichotte-Illustrationen als Aquarell und Federzeichnung, eine Figur, die Flaig wohl besonders interessierte, und die auch seine Villinger Freunde Engler und vor allem Ackermann zeitlebens beschäftigt hat. Es mag hier auch ein Schuß Selbstironie des Freundeskreises ihren Niederschlag gefunden haben. – Flaig erstellte aber auch eine ganze Reihe von Buchillustrationen, die bei Diederichs (München) herauskommen sollten, so zu Justinus Kerners 'Reiseschatten' oder zu E.T.A. Hoffmanns 'Königsbraut'. Wegen der Ungunst der Zeit sind aber diese Werke nie erschienen. Dafür aber wurden Zeichnungen auf Notgeld (z. B. für die Stadt Friedrichshafen) von Flaigs Hand 'auf den Markt geworfen'. Aber der Erlös hierfür war ebensoviel wert wie diese Inflations-Assignaten. Der Schwerpunkt seiner Arbeit aber war und blieb das Tafelbild sowie in späteren Jahren das Fresko. Flaig wurde ein harter und fleißiger Arbeiter, und es erstaunt, wie dieser eigentlich frohgemute und freundliche Mann den Lebenskampf mit großem Ernst annahm. In den zwölf Jahren von 1920 bis zu seinem Tode 1932 beschickte er vierzehn Einzelausstellungen, nicht zu sprechen von den vielen Beteiligungen im In-

und Ausland. Und Hollacher sagt hierzu in seiner Gedächtnisrede: »Wir sahen seine Bilder in den Ausstellungen der 'Neuen Malergruppe am See' und dann im 'Kreis'. Im Jahre 1930 durfte ich meinem Freund (hier) eine Sonderausstellung veranstalten ... Er hat in den Jahren seit 1921 auch in Ausstellungen in Baden-Baden, Freiburg, Mannheim, Stuttgart bei Schaller, in Ulm, in Dessau, in der Berliner und Münchner Sezession, in Hamburg bei Commeter, in Berlin bei Gurlitt, Anerkennung bei Kennern gefunden und einen Kreis von Verehrern und Freunden sich geschaffen ... aber er teilte das Schicksal vieler hochstehender, bedeutender Künstler, er fand in seinem Leben doch nicht oder erst gegen Ende größeren Boden, geschweige denn ein sorgloses materielles Dasein.« Er hat dabei ständig mit wirtschaftlicher Not zu kämpfen gehabt. Ganz zu schweigen von seiner geschwächten Gesundheit, die ihn in fast regelmäßigen Abständen auf das Krankenlager warf und zunehmend längere Rekonvaleszenzzeiten erzwang. Eigenartigerweise sind die meisten Selbstbildnisse unmittelbar nach überstandenen schweren Krankheiten entstanden, so als ob der Künstler sich seine eigene (Noch-)Existenz beweisen wollte. Aber Flaig hatte auch im Leben zu kämpfen gelernt. Er wartete nicht im stillen Schloß in Meersburg auf Käufer, die nicht kamen, er suchte selber den Kontakt zur Welt der Kunst und suchte sich, oder fand künstlerische Arbeit, die ihm über die ärgste Not hinweghalf. Im Winter 1924/1925 ging er mit Frau und Kind nach Düsseldorf. Hier traf er seinen Freund Otto Dix wieder, befreundete sich mit dem Maler Gerd Wollheim und der Tänzerin Tatjana Barbakoff, die er mehrfach sehr beeindruckend malte. Ein Bildnis der Barbakoff (von 1925), das der Kunstverein Konstanz später erwarb, wurde in der Nazizeit als 'entartete Kunst' aus der Sammlung beschlagnahmt und vernichtet. Zwei Bilder dieser Reihe blieben erhalten. – 1926 verbrachte er die ersten Monate des Jahres an der italienischen Riviera »und brachte eine reiche Ernte italienischer Aquarelle mit heim, die er

leichter verkaufte, allerdings auch verschenkte, – denn auch diese schöne menschliche und Künstlerschwäche hatte er, er schenkte gern.« Im Herbst geht Flaig als 'künstlerischer Beirat' – Requisiteur und Bühnenbildner an das Dessauer 'Friedrich Theater', stellt während dieser Zeit auch im 'Anhaltinischen Bund bildender Künstler' in der Bauhausstadt mit Erfolg aus. Sein Bildnis des Freundes Otto Dix von 1924 findet hier besondere Beachtung. Aber die Arbeit am Theater liegt ihm überhaupt nicht. Er sehnt sich nach künstlerischer Freiheit und 'flieht' Neujahr 1927 völlig mittellos nach Berlin, wo er sich und seine Familie mit Zeitungsskizzen, Kinoplakaten und als 'Film-Hilfsarchitekt' bei der UFA als Mitarbeiter der damals bekannten Filmarchitekten Herlth und Röhrig über Wasser hält. – Die nächsten drei Winter verbringt Flaig mit seiner Familie in Berlin, wohnt in einem Dachwohnungs-Atelier in Berlin-Charlottenburg, wovon es ein sehr eindrucksvolles Bild gibt. Hier ist auch (1927) seine Tochter Erika geboren. Flaig verdient sich sein Brot sehr hart, doch mit einigermaßen gutem wirtschaftlichem Erfolg. Er lernt auch sehr viele bedeutende Menschen aus der blühenden Kulturwelt der Hauptstadt kennen oder vertieft seine Freundschaften mit Dix und 'Heini' Ariel Kahane, den er durch seinen 'Schloßbewohnergenossen' im alten Schloß in Meersburg, den Komponisten und Kunstantiquar Oskar Ulmer kennengelernt hatte.

Flaig hatte bei aller Bedrängnis und aller Not ein ganz eigenes Talent zur Freundschaft mit Menschen, verfügte er doch über eine auf andere übergreifende Ausstrahlungskraft. Es scheint, daß bei 'Waldi' Flaig der oft verkannte aber sprichwörtliche Villinger Mutterwitz, der in seiner deutlichsten Form beim 'Strahlen' an der Fasnacht hervortritt, seinen besonderen Ausdruck, um nicht zu sagen seine 'Verkörperung' gefunden hatte. Lassen wir seine Freunde zu Wort kommen: Hollacher: »Alle hatten den Flaig gern, mit seinem Humor, seinem Villinger Dialekt, seiner Erzählergabe und seinem echten, guten Wesen und Geist.« Kahane: »Flaig

hatte etwas an sich, was ihn zu einem Mittelpunkt des durchaus nicht beengten, sondern persönlichkeitsverschiedenen Kreises zu machen vermochte. Obwohl er kein präntiöses Auftreten hatte, auch nicht irgendwie berechnend war und seine Frau ... noch etwas von Bauernkultur aufwies.« Und sein Freund und Mentor Knappe sagt (auch über eine Art Flaig'schen Galgenhumors): »Oft genug hat er den zwischen uns beiden zum geflügelten Wort gewordenen Ausspruch getan: 'Oh Elend laß's Fidle sähe!'« – Knappe wiederholt in seinem Gedenkbrief zu Flaigs Tod: »Er ist still und bescheiden von uns gegangen, so wie er still und bescheiden den schweren Weg eines echten Künstlers gegangen ist ... und immer wieder klang es durch: 'Oh Elend laß's Fidle sähe!' Ein echtes Leben!« (Für Nichtkenner der Villingerisch – alemannischen Ausdrucksweise sei hier erwähnt, daß 's Fidle' ein Diminutiv für den Körperteil ist, auf dem der Mensch gemeinhin zu sitzen pflügt.)

Eine kleine Anekdote aus dem Meersburger Lebenskreis aus dem alten Schloß gehört auch hier noch erzählt: Im Übermut hatte Flaig einen alten verbrauchten Pinsel einer im Schloßgang stehenden Heiligenfigur 'in die Hand' gedrückt. Der Briefträger fragte Flaig, er kenne fast alle Heiligen an ihren Attributen, aber ein Pinsel sei nicht dabei. Flaig sagte mit Überzeugung: das sei der 'heilige Pinselinus', das müßte man aber wissen! Der Briefträger zwar überzeugt, aber doch von Zweifeln geplagt, hatte sich dann beim Stadtpfarrer nach diesem sonderbaren Heiligen erkundigt. – Voller Zorn soll der Mann für einige Zeit die Post mit lautem Knall dem Flaig vor die Türe geworfen haben.

Bei aller Würdigung dieser menschlich so sehr sympatischen Wesenszüge unseres Künstlers soll aber nicht vergessen werden, daß von allen Zeitzeugen die unerbittliche Ernsthaftigkeit bei der künstlerischen Arbeit immer wieder betont wurde, sein hartes Ringen um den als richtig erkannten künstlerischen Ausdruck und sein Mut, den er in seinem Lebenskampf ständig zu beweisen gezwungen war.

Von Berlin weg, rief im Frühjahr 1929 Prof. Karl Knappe seinen Freund Flaig um Hilfe. Diesem Ruf folgte Flaig mit Freuden, konnte er sich doch endlich wieder der freien Malerei – im Gegensatz zu den Zweckaufgaben der Berliner Zeit – zuwenden. Knappe hatte einen Auftrag zur künstlerischen Ausgestaltung des Ballsaales auf dem Schnelldampfer (heute würde man sagen des 'Luxusliners') 'Bremen' des Norddeutschen Lloyds. Dieses Schiff war in der damaligen Zeit eine echte Sensation, hatte doch der Versailler Friedensvertrag den Bau von Schiffen über eine bestimmte Tonnage hinaus verboten. Flaig sollte mit seiner handwerklichen Tüchtigkeit helfen, durfte aber wohl auch kongeniale Mitgestaltung leisten. – Solche Aufträge, wie die Mitarbeit bei einer Kirchengemäldeausmalung in Döllnitz in der Oberpfalz mit Erich Glette und eine große Freskomalerei mit Glette in einem Verwaltungshochhaus der Stadt München (von den Nazis zerstört), waren für Flaig neben dem künstlerischen Ansehensgewinn auch in materieller Hinsicht ein 'wärmerer Regen'. – Und trotz erheblicher Arbeits- und Zeitbelastung schaffte Flaig es noch, im Herbst 1929 eine Ausstellung des 'Kreises' in St. Gallen mit drei Bildern zu beschicken, von denen zwei verkauft wurden. Den Winter 1929/1930 verblieb Flaig mit seiner Familie in Meersburg, um sich bewußt wieder mehr mit der Entwicklung seiner eigenen Kunst zu beschäftigen. Er hatte die große, schon erwähnte Einzelausstellung im Konstanzer Kunstverein, die am 1. Februar 1930 eröffnet wurde, vorbereitet und einige private Aufträge aus Meersburg zu erfüllen. Er malte das Jagdzimmer des Baumeisters Obser in Meersburg aus und – ein für Flaig wichtiger Auftrag – das Treppenhaus im Pfarrhaus, das Flaig schon früher mit Fresken versehen hatte, sollte ein großes Fenster erhalten. Flaig gestaltete dieses in transparenter Glasmalerei mit Bildern aus dem Heiligenleben. Dieses letztere Werk hat sich – wenn auch beschädigt – erhalten, wurde, nachdem es ab 1945 abmontiert und als verschollen galt, von der Tochter des Künstlers, Frau Erika Milpacher,

wiederentdeckt und ist nach vorbildlicher Restaurierung heute im Besitz der Stadt Meersburg und im Neuen Schloß zu besichtigen. – Andere Werke, z. B. die Ausgestaltung der Kirche in Hochemmingen auf der Baar (in der Nähe seiner Heimatstadt) mit einem Deckenfresko einer Rosenkranzmadonna, haben die Zeiten nicht überlebt. Sie wurden von unverständiger Hand oder besser aus unverständlichem Kopf beseitigt, obschon Flaig hier ganz auf das Kunstwerk eingestellte Vorschläge für die Farbgestaltung des Gesamtkirchenraumes zur Ausführung brachte. Bei dieser Arbeit war Flaig von heftigen und schweren Halsentzündungen geplagt, aber er brachte die Arbeit zu einem guten Ende.

In diese Zeit großer künstlerischer Fruchtbarkeit fallen auffallend viele Arbeiten des Flaig'schen Spätwerkes: Porträts, Bilder aus dem religiösen Themenkreis und Landschaften.

Waldemar Flaig hatte die Verbindung in seine Vaterstadt und insbesondere zu seinen Künstlerfreunden Paul Hirt und Richard Ackermann (1892 bis 1968) – Ludwig Engler war 1922 gestorben – nie abreißen lassen. Er nahm vielmehr bei jeder sich bietenden Gelegenheit Kontakt zu seinen Freunden auf, wobei die Buchhandlung Liebermann in Villingen (Rietstraße 1) ein Kristallisationspunkt für Freunde der Kunst, aber auch der Auseinandersetzung mit allen geistigen Strömungen dieser Zeit war. Zu diesem Kreis gehörten auch eine Anzahl geistig interessierter Geschäftsleute, Anwälte und Fabrikanten, die aus den von Liebermann angebotenen Werken des Künstlerkreises auch dieses und jenes erwarben. Hierzu schreibt Gustav Heinzmann: »Im Stehkonvent vor Bücherreihen und Bücherstapeln fanden sich die Gesprächsteilnehmer bisweilen täglich und nicht selten stundenlang ein, und auch manch eintretender unbekannter Geschäftskunde sah sich in eine anregende Diskussion miteinbezogen.« Liebermann stellte meistens die von den Künstlern mitgebrachten Werke in das Schau- fenster und die Anwesenden hatten ein königliches Vergnügen dabei, vom Ladeninnern aus zu

beobachten, welche Reaktionen die Bilder in den Gesichtern der Passanten auslösten. Junge und Alte blieben oft längere Zeit vor dem Fenster stehen und je nach Einstellung staunend, kopfschüttelnd und häufig natürlich auch diskutierend. Hier wurden auch Flaigs neueste Werke gezeigt. Ein besonderes Verdienst des Buchhändlers Liebermann war, daß er auch weniger Begüterten eine Ratenzahlung für die Kunstwerke ermöglichte. Auf diese Weise sind eine nicht unerhebliche Zahl von Werken Waldemar Flaigs auch in Villinger Wohnungen gelangt, wo sie noch heute in hoher Ehre gehalten werden. Man kann sich vorstellen, welche Freude Waldemar Flaig empfand, als er einen Auftrag für eine Wandbemalung in Freskotechnik in der katholischen Kapelle des Krankenhauses seiner Geburtsstadt, die auch für gottesdienstliche Zwecke des katholischen Krankenpflegeordens diente, erhielt. Flaig stürzte sich buchstäblich in die Arbeit. Die vier den Fenstern direkt gegenüber liegenden Nischen sowie die gesamte farbliche Ausgestaltung der Kapelle wurden zu einem Höhepunkt in Flaigs künstlerischem Schaffen. Freund Hollerbach erwähnt in seiner Gedächtnisrede, daß Flaig der im Mittelfeld dargestellten jungen Mutter, »die ihr Kind dem Herrn entgegenhält, ... die Züge seiner Gattin gab ...«. Ein anrührender – und auch wieder autobiographischer Charakterzug unseres Künstlers. Ohne Auftrag malte er in gleicher Freskotechnik ein Altarbild und stattete den evangelischen Andachtsraum mit einem Christusbild aus, dessen Rahmen, in Anlehnung an die Tradition der Villinger evangelischen Gemeinde in der Kirche der Johanniter-Commende, in der Form eines Malteserkreuzes gestaltet ist. Während der Einweihungsfeierlichkeiten mußte Flaig, von einem plötzlichen Fieberanfall übermannt, aus der Kapelle getragen werden, wieder hatte er eine schwere Angina, aber diesmal bestand echte Lebensgefahr. Flaig unterzog sich nun endlich der längst als notwendig erachteten Mandeloperation. Nach der Genesung ermöglichten Freunde einen längeren Erholungsaufent-

halt in Südfrankreich. Flaig brachte auch hier eine gute künstlerische Ausbeute an Aquarellen und Zeichnungen zurück, die sich wiederum schnell und gut verkaufen ließen. Zu Beginn des Jahres 1932 beschäftigte sich Flaig schwerpunktmäßig mit religiösen Motiven. Er malte ein bemerkenswertes 'Golgotha 1932'. Ein eindrucksvolles, stark reduziertes Werk, in welchem die das Kreuz umstehenden Figuren förmlich in dieses hineinstürzen. Mit diesem Bild schließt sich auch ein Kreis zu dem 'Golgotha 1914' aus dem Jahre 1921. Ebenfalls entwarf Flaig in dieser Zeit noch Meßgeräte und Meßgewänder für die Krankenhauskapelle in Villingen. Zu seiner großen Freude war eine Ausstellung des 'Kreises' in Konstanz vorgesehen, die aber dann erst im Juli 1932 und nun als Gedächtnisausstellung für Waldemar Flaig durchgeführt wurde, während die Frühjahrs-Ausstellung Flaig mit einer eigenen Ausstellungs wand ehrte.

Eigenartigerweise hat sich in die Biographie ein Faktum eingeschlichen, welches behauptet, daß Flaig für das Sommersemester 1932 einen Ruf als Professor für Fresko erhalten habe. Flaig habe diesem, vom Tod eingeholt, nicht Folge leisten können. Für diesen Ruf an die Akademie in München hat sich aus dem Nachlaß aber auch sonst nirgends ein Nachweis finden lassen. Ein vager Hinweis findet sich in dem Gedächtnisbrief seines Freundes Knappe: »Darum meinte ich auch einmal in einem Brief an Flaig, daß es schön wäre, wenn es ginge, daß Flaig für eine Lehrstelle für Fresko-Technik der Richtige wäre!«

Für uns Heutige interessant ist die Frage, wie das Werk Flaigs in der kurz auf seinen Tod folgenden Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft angesehen wurde. Wir hörten schon, daß verschiedene Werke aus öffentlichen Sammlungen entfernt oder wie z. B. in München als Wandbild zerstört wurden. Die Barbarei der Kunstbanausen mit ihrem Schlagwort von der 'entarteten Kunst' machte auch vor Flaigs Werk nicht halt. Viele seiner Werke haben aber, da in Privatbesitz, diese schlimme Zeit überlebt und

man muß es den Veranstaltern ganz hoch anrechnen, die im Kunstverein München 1938 und in der Galerie Schaller in Stuttgart 1942 noch einmal Ausstellungen mit Werken von Flaig wagten. Interessant ist in diesem Zusammenhang aber auch ein Artikel in der Nationalsozialistischen Zeitung 'NSZ Rheinfront' vom 15. Juni 1938, wo der Autor Jorg Lampe unter dem Titel »Ein tragisches Malerleben« den Versuch unternimmt, Waldemar Flaig als DEUTSCHEN Kunstschöpfer auch im Sinne der Kunstmaxime dieser Zeit herauszustellen. War das nun eine Mohrenwäsche oder eine Camouflage? Mit unserer heutigen Erfahrung aus Nazi- und Stasi-Zeit sind wir mit solchen Urteilen skeptisch geworden. Waldemar Flaigs Freund Ariel Kahane schreibt 1980 hierzu: »Wenn er nur länger gelebt und wenn die Politik nicht alle damaligen Vorstellungen von Kunst über den Haufen geworfen hätte. Mag sein, daß das Schicksal ihm die traurige Versuchung, der so mancher erlag, erspart hatte. Indem nämlich seine Art, echter süddeutscher, landschaftsgebundener Tradition in das Lautnationalistische hätte gelenkt werden können, bei entsprechender 'offizieller' Anerkennung. Flaig war beeindruckbar und leicht zu enthusiasieren. Er hatte sich, sehr zu seinem Guten, etwas von einer Künstlernaivität bewahrt ...«. Hier sollte erwähnt werden, daß aus Flaigs Freundeskreis eine nicht unerhebliche Anzahl Menschen, nach der Machtergreifung der Nazis Deutschland verlassen mußten. So sind auch einige Bilder mit ihren Besitzern 'in die Emigration gegangen'. Soweit diese Menschen in der Lage waren, etwas von ihrem Privatbesitz mitzunehmen, mochten sie sich von ihren 'Flaigs' nicht trennen. So sind auch einige Werke nach Israel gekommen. Ariel Kahane, der später Planungschef des Staates Israel und der Stadt Jerusalem war, schreibt 1980 hierzu: »Und heute noch schmücken zwei Bilder von ihm, Landschaften aus Meersburg, mein Haus bei Jerusalem unbeschädigt bewahrt.« Erika Milpacher hat noch heute Verbindung zu solchen Emigrantenfamilien, so z. B. in London,

mit denen sie auf Flaigs Spuren auch schon im Villingener Museum gewesen ist. Treue Freunde über sechzig Jahre!

Ende März 1932 zeigte sich, daß sich Flaigs Gesundheitszustand trotz der Mandeloperation und trotz des Erholungsaufenthaltes in Frankreich nicht so stabilisiert hatte, wie dies anzunehmen war. Er fuhr kurz nach Ostern nach Villingen, um sich eine leichte Erkrankung behandeln zu lassen. Es trat eine ganz plötzliche Krise ein, die er infolge einer Sepsis nicht überlebte. Waldemar Flaig starb am 4. April 1932. Er wurde auf dem Villingener Friedhof beigesetzt. Pfarrer Restle aus Meersburg legte einen Lorbeerkranz am offenen Grabe nieder und sprach: »'Die Unruhe zu Gott' des Malermönches Verkade in Beuron ist wohl das letzte Buch gewesen, das unseren lieben Verstorbenen aufs tiefste bewegt und aufgewühlt hat. Diese 'Unruhe zu Gott', stand sie nicht wie mit erschütternder Überschrift über seinem Leben, seinem Streben, über seinen Werken! Vier Jahre Krieg rasten mit all ihren Schrecken und Grausamkeiten über diese Künstlerseele hin, und wo andere ... sich gesund leben konnten, da gab ihm Gott die schmerzliche Gabe zu gestalten, was er gelitten hatte ... Dann kam jener herrliche Aufstieg, den wir in den letzten Jahren an ihm bewundern durften. Welche Harmonien der Farbe! Seine ganze sonnige Seele lag in seinen Landschaften, seine Liebe, seine inbrünstige Sehnsucht in seinen religiösen Bildern. So kurz die Jahre waren, so schwer die Jahre waren, Waldemar Flaig hat uns ärmere Menschen in jene schönere Welt hineinschauen lassen, der er sein ganzes Leben ... geweiht hat. Und nun ist – uns unfassbar – jene letzte große Ruhe über ihn gekommen, die zutiefst in seiner Seele lag.«

Nachbemerkung

Die Quellen der für diese Arbeit hinzugezogenen Zitate sind, soweit notwendig, im Text erwähnt.

Besonderen Dank schuldet der Verfasser der Tochter des Künstlers, Frau Erika Milpacher, die durch freundliche Überlassung von Schriftquellen, Zeitungsrezensionen, Bildern etc., aber vor allem durch persönliche Auskünfte diese Arbeit unterstützt hat.

Kastan. Lit. M. M.

N. 4.

NOI ERCOLE III.
PER LA GRAZIA
DI DIO DUCA DI MODE-
NA, REGGIO, MIRANDOLA &c.
SIGNORE DELLA BRISGOVIA, E OR-
TENAVIA.

Penetrato l'animo Nostro dai sensi di
singolare divozione, e di allètuoso ossequio
riscontrati nella Lettera del 2. passato Mar-
zo, colla quale gli Stati della Brisgovia
sono stati solleciti d'informarci della Con-
segna a Noi fatta di quel Paese a norma
delle disposizioni, già prese da sua Altezza
Reale l'Arciduca Ferdinando, Nostro Sig-
nificatissimo Amministratore da

mente consacrarono per tanto tempo alla
Casa Regnante, alla quale sono stati fin
qui soggetti, Noi li accertiamo in Contrac-
cambio della particolare Nostra Sovrana
Grazia, e Benevolenza.

Dato in Treviso li 2. Aprile dell' Anno 1803.

ERCOLE.

Cio: Conte Munarini.

Wir Hercules
der III. von Got-
tes Gnaden Herzog von Modena,
Reggio, Mirandola, &c. Herr des Breis-
gauer, und der Ortenau.

Die Stände des Breisgauer sind bedacht
gewesen, Uns durch Schreiben vom
2^{ten} März die Nachricht von der an uns ge-
sehenen Uebergabe dieses Landes zu erthei-
len, welche nach Vorschrift der Verfügungen
für sich gieng, die des Erzherzogs Ferdi-
nand, Unseres Herrn Tochtermanns königl.
Hoheit, in der Eigenschaft als der von
Uns in Unserer Abwesenheit bestellte Landes-
administator, getroffen haben.

... der besonderen Ehr-
... heit, welche
... haben

In der festgegründeten ...
die Stände, und Unterthanen des Breisgauer
Uns eben jene Treu, und Liebe zu erhalten
bereit sind, die sie dem regierenden Hause,
zu welchem sie bisher gehörten, durch so lange
Zeit mit Recht geweiht hatten, ertheilen Wir
ihnen entgegen die Versicherung Unserer be-
sondern landesfürstlichen Gnade, und Wohl-
gewogenheit.

Gegeben in Treviso am 2^{ten} April 1803.

Hercules.

Joh. Graf. Munarini.

Die unfreiwillige Trennung der Stadt Villingen vom Haus Österreich

und der Übergang an den Herzog von Modena
und danach an das Großherzogtum Baden

Hermann Preiser

Fast 500 Jahre lang (von 1326 bis 1805) war Villingen unter Habsburger Herrschaft und gehörte zu den österreichischen Vorlanden. Durch das politische Ränkespiel an den Herrscherhöfen Europas wurden alte Bindungen zerschlagen und neue geschaffen. Wie sich diese Politik für die Stadt Villingen auswirkte, wird im folgenden Bericht geschildert.

Habsburg verliert seine Länder in Italien

Durch den Frieden von Aachen im Jahre 1748 kam Österreich in den Besitz der Lombardei und der Toskana ¹⁾. Diese Tatsache ermunterte die Habsburger zu weiterem Landgewinn in Italien. Eine Gelegenheit hierzu bot sich an: Herkules III., Großherzog von Modena, hatte nur eine Tochter; obwohl diese zuerst dem Herzog von Parma versprochen war, gelang es den Österreichern, den Herzog umzustimmen und so wurde diese Tochter mit Erzherzog Ferdinand, einem Sohn von Maria Theresia, vermählt. Die Hochzeit fand am 18. Oktober 1771 in Mailand statt. Durch das zu erwartende Erbe war eine Verbindung zwischen der Lombardei und der Toskana über das Herzogtum Modena gesichert. Treu dem sprichwörtlichen Grundsatz der Österreicher „Bella gerant alii, tu, felix Austria, nibe“ (zu deutsch: Mögen die andern Kriege führen, Du, glückliches Österreich, heirate), glaubten die Habsburger, einen geschickten Schachzug gemacht zu haben; aber weit gefehlt! Denn als der Breisgau durch kriegerische Verwicklungen hin und her geworfen wurde, griff der Krieg auch nach Italien über und General Bonaparte überrannte in einem Siegeszug ohnegleichen die österreichische Armee in Italien ²⁾. Frankreich betrachtete sich wegen des österrei-

chischen Thronfolgers auch mit Modena im Kriegszustand. Napoleon schloß zwar einen Waffenstillstand mit dem Herzogtum Modena; als aber die geforderten Tributionen nicht rechtzeitig abgeliefert wurden, vereinigte er dieses Herzogtum mit der Cisalpinischen Republik. Nachdem Napoleon bis nach Klagenfurt vorgedrungen war, schloß er am 18.4.1797 den Vorfrieden von Leoben (Steiermark), in dem Österreich die Lombardei verlor ³⁾.

Der Übergang von Villingen an den Herzog von Modena

Nach den Kriegswirren zwischen Frankreich und Habsburg wollte Napoleon zwar den Großherzog Herkules mit einem anderen Land entschädigen, doch suchte er unter allen Umständen die Habsburger – und damit auch Herkules, den Schwiegervater des österreichischen Erzherzogs – aus Italien zu entfernen. Er soll sogar daran gedacht haben, Herkules nach Deutschland zu verpflanzen. Anfangs war noch von schwäbischen Besitzungen die Rede ⁴⁾; aber Napoleon schlug auf Empfehlung seiner Berater den Breisgau vor ⁵⁾. Herkules wehrte sich aber mit aller Gewalt dagegen, war doch die Entschädigung für sein verlorenes Herzogtum viel zu gering und die Einkünfte aus diesem kleinen Landstrich viel zu klein; er sah auch in Freiburg keine würdige Residenz. Das zugeteilte Gebiet (Breisgau) zähle nur 150.800 Personen gegenüber 380.000 Seelen des sonst verloren gehenden Herzogtum. Der Tausch hätte auch eine Million weniger Einkünfte gebracht ⁶⁾.

Es verbreitete sich damals das Gerücht, daß Herkules den Breisgau um 6 Millionen an den Markgrafen von Baden abtreten wolle. Freiherr von Reitzenstein, der Beauftragte des Markgra-

A b d r u c k

Des allerhöchsten Handschreibens Sr kaisert. könipl. Majestät, welches den breisgauischen Landständen von dem Bevollmächtigten k. k. Herrn Hofkommissär, Freyherrn von Brandenstein am 2^{ten} März 1803. bey dem Akt der Abtretung des Landes an des Herrn Herzoges von Modena Durchsicht, übergeben worden ist:

A u f s c h r i f t:

Denen Würdig = Andächtigen, auch Hoch = und Wohlgebornen, Wohlgebornen, Edeln, Unseren lieben Getreuen H. und N. den dreyen Ständen von Prälaten, Grafen, Herren, Rittern, Adel, auch Städten und Landschaften unserer gesammten vorderösterreichischen Länder breisgauischen Gestades.

Franz der Zweyte,
von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, König in Germanien, zu Ungarn und Böhmen zc. Erzherzog zu Oesterreich, Herzog zu Burgund und zu Lothringen, Großherzog zu Toskana, zc. zc.

Würdige, Andächtige, auch Hoch = und Wohlgeborne, Wohlgeborne, Eble, liebe Getreue! Zu endlicher Herstellung des allgemein gewünschten Friedens haben wir uns durch Drang der Umstände, bewogen gefunden, mittelst des hierüber untern 9^{ten} Hornung 1801. zu Lunéville abgeschlossenen Traktats, und der zu Paris den 26^{ten} December vorigen Jahres zu Stand gekommenen Konvention das vorderösterreichische Breisgan, und die Landvogten Detenau in ihrer bisherigen Landesverfassung an des Herrn Herzoges von Modena Liebden, als ein Surrogat des Herzogthums Modena, abzutreten.

Wie erkennen mit künigster Mäßigkeit sehr besondere Treue und Anhänglichkeit, die uns von Ständen und Unterthanen dieser

Lande von jeher, und vorzüglich in den abgeschlossenen schweren Kriegsjahren bethätigt wurde, in eben so vollem Umfang, als tief und gerecht Unser landesväterlicher Schmerz über den Verlust derselben ist.

Diesel gereicht es Uns aber zum wahren Troste, solche demalen an einen mit milden Regierungsgrundsätzen besetzten, und in engster Verwandt = und Freundschaft mit Uns verbundenen Fürsten abzutreten, so wie dann auch nunmehr auf diese neue denkselben für den Verlust der Modenesischen Staaten zur Entschädigung auffallende Besigungen nach dem Vorbehalte der angeführten Verträge die nämlichen Investiturs = und Sukzessions = Rechte übergehen, welche in dem Reichstags = Schlusse vom 30^{ten} Januar 1771 Seiner des Herrn Erzherzogs von Oesterreich, Unseres Herrn Othons Liebden, und dessen Nachkommenschaft, bey deren Abgange aber, dessen übrigen Collateral = Erben auf die Modenesische Reichslehen ertheilt und verlehert worden sind.

Da wir zur Vollziehung der obberührten Traktaten durch allgemeine Kundmachung unter einem das Nöthige versügen; So eröffnen Wir solches den breisgauischen Ständen andurch mit der gnädigsten Zusicherung, daß Wir stets geneigt bleiben werden, denselben, und der gesammten dortigen Landschaft jenes Unser besonderes Wohlwollen noch fortan in allen Vorfällen wirkfam angedeihen zu lassen, dessen sie sich durch ihre rühmliches bisheriges Betragen in voller Manier würdig gemacht haben.

Hieran beschlehet Unser gnädigster Wille und Meinung, Und Wir verbleiben = anben mit kaisert. könipl. und landesfürstlichen Gnaden auch wohlgewogen.

So geschehen in Unserer Stadt Wien den 16^{ten} Monatsstag Februar im 1803^{ten}, Unserer Reichs des römischen und der erbländischen im 11^{ten} Jahre.

F r a n z.

Mloys Graf von Stgarte,
Königl. böhmischer oberster und erzherzogl. österreichischer erster Kzler.

**Joseph Freyherr
von der Marck,**

fen, hatte dabei die Hand im Spiel ⁷⁾). Schließlich aber mußte Herkules notgedrungen den Willen Napoleons akzeptieren, den Breisgau zu übernehmen, der damit aus dem österreichischen Staatenverband gelöst wurde.

Kaiser Franz von Österreich nahm daraufhin am 16. Februar 1803 mit wehmütigen Worten Abschied von der Bevölkerung seines uralten Stammlandes ⁸⁾). Auch der vorderösterreichische Landeskommissar von Greifenegg verabschiedete sich am 2. März 1803 mit rührenden Worten von den Menschen des ihm bisher unterstellten Landes ⁹⁾). Erzherzog Ferdinand von Österreich verkündete ebenfalls am 2. März 1803 die Übernahme des Breisgau und der Ortenau durch seinen Schwiegervater Herkules ¹⁰⁾) und bat seine bisher vorderösterreichischen Landsleute, jene Treue und Liebe, die bisher dem regierenden Haus Habsburg gegolten hatte, in Zukunft dem neuen Besitzer zu schenken ¹¹⁾).

Der Übergang an den neuen Herrn wurde von der Bevölkerung nur mit Widerwillen aufgenommen. So schrieb der junge v. Rotteck zu Freiburg an seinen Freund: „Wir sind also jetzt modenesisch; so weit hat es die Liebe der Breisgauer zu ihrem Landesherren und ihre Treue und Tapferkeit gebracht, daß sie gleich einer Schafherde an einen bankrotten Italiener verhandelt wurden. Landesväter, Völkerglück, Nationalwillen, Menschenrechte – leere Worte. Wenn Länder verwüstet werden, Städte niedergebrannt und Völker verarmen, wer denkt da an eine Entschädigung. Wenn aber ein 70jähriger Rou in Gefahr steht, ohne Hof leben zu müssen, da wird sogleich die politische Waage hervorgeholt, um ihm Länder und Menschen nach dem Gewichte zuzuteilen“. Ein anderer Zeitgenosse schildert die Wirkung dieses Ereignisses: „Stadt und Land, wie vom Donnerschlag getroffen, erstaunten über das noch unverbürgte Gerücht, daß sie aufhören sollen, Österreicher zu sein! Lange fand es keinen Glauben und die bloße Furcht der Möglichkeit bewirkte Schrecken. Beim Ausbruch des überwältigenden Schmerzes ruft man den unseeligen Krieg zurück oder steht

wie versteinert und flucht den ertragenen Leiden und verschwendeten Opfern“ ¹²⁾).

Die Villingen sandten Herzog Herkules eine Ergebenheitsadresse, für welche dieser in italienischer Sprache dankte ¹³⁾). Herkules sprach kein Wort deutsch; er hatte sich in Treviso niedergelassen und hatte niemals Freiburg oder Villingen betreten. Die Regierungsgeschäfte überließ er seinem Schwiegersohn Herzog Ferdinand, welcher diese dem früheren vorderösterreichischen Landeskommissar v. Greifenegg übertrug.

Am 13. Oktober 1803 starb Herzog Herkules; darauf wurde in Villingen ein 6-wöchiges Trauergeläute angeordnet und während dieser Zeit wurden alle Lustbarkeiten verboten ¹⁴⁾).

Die Erbfolge trat der Schwiegersohn von Herkules, der österreichische Erzherzog Ferdinand an, der ein Bruder des damaligen Kaisers war. Damit war auch Villingen – allerdings nur für ganz kurze Zeit – ein Glied des Erzhauses. Die alten, glücklichen Beziehungen zu Wien lebten aber nicht mehr auf ¹⁵⁾).

Villingen wird kurze Zeit württembergisch ¹⁶⁾

Nachdem Napoleon am 2. Dezember 1805 die berühmte Kaiserschlacht bei Austerlitz gewonnen hatte, kam in dem darauffolgenden Preßburger Frieden der Breisgau und die Ortenau an den Markgrafen von Baden. Villingen, Bräunlingen und Bonndorf waren darin nicht eingeschlossen, weil der Herzog von Württemberg, der sein Gebiet vergrößern wollte, die Städte für sich beanspruchte. In dem vorausgegangenen „Brünner Vertrag“ behauptete der Herzog, Villingen sei nur eine württembergische Enklave. Dies war niemals der Fall und die Behauptung war nur möglich, weil die französischen Unterhändler weder ortskundig waren noch größere Landkarten zur Hand hatten.

Gleich am 4. Januar 1806 kam der württembergische Hofrat Spittler mit 55 Dragonern und 120 Mann Infanterie, die zwei Kanonen mit brennender Lunte mit sich führten, und nahmen von der Stadt Besitz. Das Militär wurde in das

aufgehobene Franziskanerkloster gelegt ¹⁷⁾).

Die Villingener nahmen mit gemischten Gefühlen die Nachricht auf, daß sie aus dem österreichischen Staatsverband gelöst werden und einen protestantischen Herrscher als neuen Herrn erhalten sollten; doch sie mußten zu diesem bösen Spiel gute Miene machen. Die feierliche Übergabe der Stadt an Württemberg erfolgte am 30. Mai 1806 mit einem großen Programm. Nur widerwillig bemühten sich die Einwohner, einen guten Eindruck zu machen; sie empfingen die württembergische Kommission mit der zum Teil berittenen Bürgerschaft beim sogenannten „Stumpen“ (Anhöhe zwischen Nordstetten und Kappel). Am Oberen Tor war eine Ehrenpforte errichtet und hier hatten 150 Mann Bürgermilitär bei türkischer Musik zusammen mit dem Stadthauptmann Aufstellung genommen. Die Bürger und Schulkinder bildeten Spalier. Ihnen schlossen sich die Vögte und Untervögte der Dependenzorte an. Der Magistrat und das städtische Dienstpersonal hatten sich im Rathaus versammelt, wo der Übergabeakt durch Baron von Reischach und den französischen General Priion unterzeichnet wurde.

Die kurze Zugehörigkeit Villingens zu Württemberg war für die Bevölkerung eine schlimme Zeit. Die Besatzung holte, wohl im Zweifel darüber, daß Württemberg sich eine längere Zeit des Besitzes der Stadt erfreuen dürfte, aus den Villingener Klöstern alles, was zu holen war. Die Schlüssel zum Stadtarchiv im Münsterturm mußten ihnen ausgehändigt werden und die im Archiv aufbewahrten Silberstücke des aufgelösten Franziskanerklosters, u. a. vier Kelche und viele Meßkännchen wurden weggenommen. Bei den Kapuzinern und im Kloster der Ursulinen wurde alles, was von Wert war, entwendet. Besonders schlimm hat der württembergische Amtmann Ditzinger im Benediktinerkloster gewütet. Vor das Klosterportal ließ er eine Wache stellen und beschlagnahmte sämtliches Klostereigentum. Das Bargeld von 2.282 Gulden sowie die ausgeliehenen Kapitalien wurden eingezogen. Die meisten Kirchenggeräte, dar-

unter zwei goldene Kelche wurden mitgenommen und aus dem Tabernakel die Monstranz entfernt. Die wertvollen goldbestickten Kirchengewänder wurden vereinnahmt und die echten Perlen aus den Reliquien der Kirche abgenommen. Außerdem beanspruchten die Besatzungstruppen die Betten und das Weißzeug sowie die Fahrnisse wie Chaisen, Wagen, Karren und Pferdegeschirr. Die Kühe wurden nach Rottweil getrieben und die Pferde für eigene Zwecke verwendet. Der Keller wurde geöffnet und mit dem besseren, für Kranke bestimmten Wein ein Saufgelage abgehalten. Der weitere im Keller lagernde Wein wurde, was besonders verwerflich war, während eines Gottesdienstes im Kirchenraum versteigert.

Die Grundstücke des Klosters wurden an altwürttembergische Orte verkauft. Professor Roder ¹⁸⁾ schätzt den Wert des mitgenommenen und versteigerten Gutes auf 191.800 Gulden.

Zum Beispiel:

Bargeld 2.282 Gulden

Kapitalien zu 5 % Zins 58.932 Gulden

Kapitalien zu 4 % Zins 43.895 Gulden

Kapitalien zu 3 % Zins 10.000 Gulden

Kirchenggerät und anderes Silber 6.577 Gulden

Kupfer-, Messing- und Zinngeschirr

1.189 Gulden

Speise- und Trinkgeschirr 296 Gulden

Wein 8.751 Gulden

Fässer und Lager 1.483 Gulden

Früchte 4.874 Gulden

Pferde, Hornvieh und Wagen 2.730 Gulden

Betten und Weißzeug 1.857 Gulden

Schreinwerk 818 Gulden

Gemälde und Tafeln 1.038 Gulden

Theatergarderobe 1.200 Gulden

Verschiedener Hausrat 126 Gulden

Alles, was nicht versteigert wurde, hatte man in größter Eile in einer Nacht- und Nebelaktion weggeführt, denn schon einige Tage zuvor hatten die Württemberger erfahren, daß sich die süddeutschen Staaten unter dem Protektorat

von Napoleon zusammengeschlossen hatten und nach Artikel 14 des Rheinbundvertrages Villingen dem neu geschaffenen Großherzogtum Baden einverleibt werden sollte, was die Württemberger verheimlicht hatten und was man deshalb in Villingen erst verspätet erfuhr¹⁹⁾. Das Benediktinerkloster wurde am 8. Juni 1806 aufgelöst, doch durften die Mönche ihre Schule noch einige Zeit lang weiter behalten.

Der Übergang an das Großherzogtum Baden

Es ist kaum zu beschreiben, wie die Villingener aufgetatmet haben, als sie erfuhren, daß sie wieder von Württemberg getrennt würden und den badischen Großherzog als neuen Herrn erhalten sollten.

Für die an Baden fallenden Gebiete Villingen, Bräunlingen und die Grafschaft Bonndorf wurde der großherzogliche Kommissar v. Drais eingesetzt. Am 12. September 1806 wurde nach ausgewechselten Vollmachten zwischen dem französischen General Monard (der Breisgau war noch von den Franzosen besetzt) und Geheimrat v. Drais fesgelegt, daß die genannten an Baden fallenden Orte in ein und demselben Akt in Villingen übergeben werden sollten. Der badische Kommissar v. Drais, der schon einen Tag vor der Besitznahme Villingens in der Stadt eintraf, wurde mit größter Freude empfangen und konnte nicht genug schildern, mit welchem Enthusiasmus sie den Repräsentanten ihres langersehnten Souverains empfangen.

An der Grenze des Villingener Stadtbanns wurde v. Drais von einer Magistratsdeputation begrüßt. Die bürgerliche kleine Kavallerie stellte sich als Eskorte vor seinen Wagen. Zum Vorreiten hatte sich der Postmeister mit seinen vier Postillonen eingefunden. Am Niederen Tor vermehrte das Villingener Bürgermilitär die Wagen-Eskorte. Die gesamte Geistlichkeit und die Bürgerschaft mit dem Bürgermeister an der Spitze kamen dem Wagen entgegen²⁰⁾. So wurde der großherzogliche Vertreter in langem Zuge unter Abfeuerung des Stadtgeschützes wie in einem Triumphzug in das Gebäude der Benediktinerabtei, wo ihm sein

Absteigequartier bereit war, begleitet. Alsdann wurde von der Hofkommission beim Magistrat statistisches Material gesammelt. Diese Statistik oder Inventur wurde wahrscheinlich schon bei der Übergabe Villingens an Württemberg zusammengestellt, denn sie enthält noch das Vermögen der von den Württembergern aufgehobenen Klöster. Die Stadt und die sieben Dependenzorte hatten nach der Zählung von 1806 folgende Einwohnerzahlen:

Villingen	2769
Klengen	338
Marbach	208
Rietheim	171
Grünigen	191
Pfaffenweiler	253
Überauchen	184
Unterkirnach	675

Im ganzen zählte damals (1806) die Stadt mit ihren Dependenzorten 4780 Bewohner, 1917 Häuser und 1000 Familien.

Die Einkommen teilten sich folgendermaßen auf:

- 1) Einkommen der Stadt (herrschaftliches):
 - a) Zoll und Konfiskationen nebst Rekognitionszins (1 Zollbereiter und 10 Untertzoller). Auf Villingener Gemarkung jährlich etwa 4000 Gulden. Die Stadt bezieht neben diesem Herrschaftsgeld jährlich 800 Gulden durch Verpachtung lt. Sökkelamtsrechnung.
 - b) Umgeld, teils an die Wirte verpachtet, teils durch Abstich und Petschierung der Fässer eingezogen, 200 Gulden.
 - c) Salzgelde: Das Salz wird von Freiburg über Schaffhausen an den hier angestellten Einnehmer abgeliefert und von demselben zu einem ihm vorgeschriebenen Preis verkauft. Der Erlös wird nach Freiburg eingeschickt. Nun kann der Salzfaktor Mathäus Willmann jung kein Salz mehr von Freiburg bekommen. Er will es von Sulz beziehen. Der Ertrag bei 1020 Familien zu 20 Kronen beläuft sich auf 340 Gulden.

d) Stempelpapier wird von Freiburg hierher geschickt und beträgt jährlich 50 Gulden.

e) Einkommen aus dem 1792 aufgehobenen Minoritenkloster:

(Sekretär Handmann) Es hat ein großes Klostergebäude mit einer nicht mehr benützten Kirche, 14 Jauchert Äcker und 1/2 Jauchert Garten. Die jährlichen Revenüen belaufen sich an Geld und Früchten auf 1942 Gulden 27 Kronen nach Abzug der Lasten und angewiesenen Besoldungen mit 424; bares Geld wurde gefunden und in Despositen 101 Gulden 27 Kronen. Ausstände sind vorhanden 1787 Gulden 50 Kronen. An Kirchensilber und Inventarstücken sind vorhanden 1630 Gulden und 30 Kronen, zusammen 1942,3 Gulden.

2) Klösterliche Einkommen:

a) Benediktinerkloster St. Georgen mit 1 Abt und 25 Konventualen, wovon 17 präsent und 9 auf Pfarreien exponiert sind.

Güter: Ackerfeld 57 Jauchert, Wiesen 21 Jauchert, Waldungen 1500 Jauchert.

Einkünfte an Geld und Naturalien: 22041 Gulden nach Abzug verschiedener Lasten von 613 Gulden.

Das Kloster besitzt die Orte Ingoldingen und Degernau in der Landschaft Altdorf, welche 3623 Gulden abwerfen, Tintenhofen und Herbetzhofen bei Ehingen mit dem Ertrag von 1500 Gulden, Grüningen mit 997 Gulden, Beckhofen (unter fürstenbergischer Hoheit gestandene Höfe) gibt 695 Gulden, Rittergut Neckarburg 766 Gulden, Seyerhof 555 Gulden, Bubenholz 306 Gulden. Ferner Lehenshöfe in Villingen, Grüningen, Klengen, Marbach, Obereschach, Neuhausen, Weigheim, in den fürstenbergischen Orten Rippoldsau (330 Gulden); Kirchdorf, Hochemmingen; im Tribergischen Schönenbach und Furtwangen; in den Rottweilischen Orten Sinkingen, Weilersbach, Mühlhausen und Niedereschach. Aktivkapitalien 113.007 Gulden, Passiva 110 Gulden. Wir sehen

aus dieser Bestandsaufnahme, daß das Kloster sehr reich war.

b) Das Kapuzinerkloster mit 6 Patres und 2 Fratres hat außer der Kirche und einem kleinen Garten nichts an Gütern und Einkünften, da die Kapuziner allein vom Bettel bzw. von Almosen leben.

c) Das Ursulinenkloster ist mit einer Superiorin, 13 Frauen, 3 Schwestern und einer Novizin besetzt. Das Kloster hat zwei Gebäude, 185 Jauchert Güter. Einkünfte an Geld und Naturalien 2269 Gulden. Aktiva hat das Kloster keine, aber 2380 Gulden Schulden.

Die gesamten Einkünfte der Stadt betragen 21.700 Gulden, die Ausgaben jährlich 21.628 Gulden, darunter sind Besoldungen mit 8.675 Gulden. Liegenschaften der Stadt: 47 3/4 Mannsmahd Wiesen (1 Mannsmahd ist 1 Jauchert), 30 Jauchert Ackerfeld, = Bürger- Almd, 5.940 Jauchert Gemeindewald, einen Bauernhof in Einstetten (Nordstetten), einen in der Kirnach und in Klengen.

Die Dependenzorte haben folgende Liegenschaften:

Marbach 81 Jauchert Gemeindewald und 376 Jauchert Almd, Klengen 34 Jauchert Gemeindewald und 450 Jauchert Almd, Rietheim 69 Jauchert Gemeindewald und 392 Jauchert Almd, Überauchen 201 Jauchert Gemeindewald und 692 Jauchert Almd, Spitalhof, Mantelhof und Schlegelhof, zu Pfaffenweiler gehörig, haben ihre Privatwaldung und Almd, Kirnach hat keine Waldung und Almd, aber mehrere Hofbauern haben eigene Waldungen.

Einkünfte des Hospitals (Hl. Geist-Spital):

Die Einnahmen betragen 6.952 Gulden, darunter die Erträgnisse aus 245 Jauchert Acker, 96 Mannsmahd Wiesen, 36 Jauchert Wald. Die Ausgaben betragen 6.829 Gulden, es bleibt ein Überschuß von 123 Gulden.

Einkünfte im Leprosorium (Gutleuthauspflege): Einnahmen 947 Gulden, Ausgaben 1.076 Gulden. Die Einnahmen reichen somit nicht aus.

Einkünfte der Elendjahrzeitpflege:

Einnahmen 3.591 Gulden (bei 29.215 Gulden Aktivkapitalien), Ausgaben 1.328 Gulden, Überschuß 2.263 Gulden.

Auswärtige Korporationen:

Kommende Villingen von St. Katharinental in der Schweiz hat jährlich Gefäll von 472 Gulden, Kloster Amtenhausen 605 Gulden.

Die Besoldung der Stadt an ihre Bediensteten betrug:

Bürgermeister Knoll	600	Gulden
Bürgermeister Mayer	400	Gulden
Schultheiß Fischer	500	Gulden
Schultheiß Otto	250	Gulden
Syndikus Handtmann	700	Gulden
Registrator Fleig als Richter	83	Gulden
Richter Mayer	83	Gulden
Richter Dr. Wittum	83	Gulden
Sekretär Handtmann	250	Gulden
Ratsprotokollist Schupp	250	Gulden
Kanzlist Bischof	200	Gulden
Baumeister Hummel	300	Gulden
Waldmeister Handtmann	300	Gulden
Stadtpfarrer Wittum	400	Gulden
Primissar Ummenhofer	200	Gulden
Physikus Primarius D. Hummel	200	Gulden
Lehrer Probst	200	Gulden
Lehrer Schönstein	100	Gulden
Lehrer Singer	150	Gulden
Lehrer Konstanzer	102	Gulden
Münstermeßmer Singer	102	Gulden
Feldbauwart Seeger	144	Gulden
Feldbauwart Riegger	144	Gulden
Waldbauwart Berger	182	Gulden
Waldbauwart Grüninger	182	Gulden
Quartiermeister Satorius	50	Gulden
Dieser als Pürschvogt	12	Gulden
Gerichtsdieners Minch	150	Gulden
Gerichtsdieners Schilling	150	Gulden
Gerichtsdieners Grauser	150	Gulden
Flozmeister Schmidt	125	Gulden
Jeder der 3 Hochwächter	59	Gulden
Jeder Nachtwächter	7,30	Gulden
Der Bettelvogt	39	Gulden
Der Eisenknecht	13	Gulden
Die Fleischschätzer und Brotträger	8	Gulden

Der Nachtzettelschreiber	11	Gulden
Der Rechnungsrevisor	250	Gulden
Der Kontrolleur Magon	150	Gulden
Seckelmeister Stern	500	Gulden
Stadtbote Riegger	19	Gulden
Wachtbieter Schlenker	6,40	Gulden
Der Schermausfänger	10	Gulden
Jede der 2 Hebammen	12,30	Gulden

Aufgrund dieser Aufstellung ist zu ersehen, daß die Stadt schon damals viele Bedienstete hatte. Für die Leute mit geringem Lohn waren diese Stellen nur ein Nebenerwerb; sie übten sonst einen Beruf aus und hatten meistens ein Stück Land und eine Kuh oder einige Geißen im Stall.

Die offizielle Übergabe der Stadt an den Großherzog ²¹⁾

Nachdem am 22. November 1806 der Villingener Magistrat im Freiburger Münster dem Großherzog gehuldigt hatte, ging am Tage danach der Hauptakt im Villingener Münster unter Paradeierung des französischen, des großherzoglichen und des Villingener Bürger-Militärs vor sich. Von der Stadt war der gesamte Magistrat und die Bürgerschaft, der landesfürstliche Oberzoller und die Beamten des Benediktinerstifts sowie der Johanniterkommende anwesend.

Der französische Kommissar ließ nach einer Anrede an die großherzogliche Hofkommission die über die Übergabe gefertigten Protokolle öffentlich ablesen und übergab je eine Fertigung an die Vertreter der zu übergebenden Distrikte. Nach der Rede von General Monard hielt der großherzogliche Hofkommissar v. Drais eine Ansprache an die Versammlung und betonte, daß „nicht nur der Breisgau, sondern auch die Städte Villingen und Bräunlingen sowie die Herrschaft Bonndorf in das Band, das alle lieben, eingeschlossen werden. Ich kenne den frohen Dank, der heute aus allen Herzen aufsteigt dafür, daß unser Regent Karl Friedrich unser Vater ist, dafür, daß nichts die Wohlfahrt des Landesfürsten und seiner Untertanen hebt und inniger vereint als jene gleiche Mäßigung, womit der Gerechtigkeit die Billigkeit und

Menschenfreundlichkeit sich immer begegnen und küssen. Früher war schon dieser Verein vom Himmel erlehnt, aber noch ist es früh genug, um Heil zu verbreiten, wenn Gott uns Ruhe schenkt und wenn der Eifer der Untertanen selbst auch hierzu tritt, wenn in dem schönen, beinahe ganz zusammenhängenden Staat seiner königlichen Hoheit von Baden sich die Gewerbe vermehren, wenn kein Produkt des reichen Landes unbenutzt bleibt und wenn sich zu diesem Fleiße ein schlichter, vernünftiger Sinn einstellt. Diese Hoffnungen und diese Empfindungen der Treue und des Gehorsams bezeugt der feierliche Lobgesang dieses Tages ²²).“

In Villingen konnte aber trotzdem keine rechte Freude aufkommen, sondern bittere Enttäuschung, denn es stellte sich heraus, daß nach dem Pariser Vertrag vom 12.7.1806 nur das Gebiet rechts der Brigach an Baden gefallen war. Wohl schlechte Landkarten waren daran schuld! Links der Brigach aber lag lebenswichtiges Gebiet der Stadt und ihrer Einwohner, zum Beispiel: der Germanswald

die beiden Hammerwerke
die Rothgerbermühle
9 Fruchtmühlen einschließlich denen von Marbach und Klengen
der sog. Hochwald mit 34 Jauchert
der Friedhof mit der Altstadtkirche
zwei Drittel der den Bürgern gehörigen Wiesen, Äcker und Weiden
die dem hiesigen Waisenspital gehörigen Wiesen und Waldungen einschl. des Torfmooses beim Zollhaus
die beiden Dörfer Marbach und Klengen
der größte Teil des freien Pirschbesitzes, welcher der Stadt vom Kaiser lt. vorhandener Urkunden zuerkannt wurde.

Endlich findet sich die von Frankfurt nach der Schweiz ziehende Land- und Commerzialstraße fast ganz auf dem linken Brigachufer.

Dieser Abtretung des vorerwähnten Gebietes bei der Besitzübergabe an Baden wurde seitens der

Villinger sehr schwer empfunden. Am 12. September 1806 hat der Magistrat die großherzogliche Regierung auf die nachteiligen Folgen der Teilung Villingens hingewiesen, daß die Brigach nur ein Bach sei und eine unnatürliches Zerstückelung der Villinger Gemarkung eintrete. In einem Bericht der Stadt an den Regierungsrat Weizenegger in Karlsruhe hat sie darauf hingewiesen, daß die Trennung durch die Brigach Villingen in die Klasse der ärmsten Städte hinabstufte, dagegen Schwenningen zu einem blühenden Marktort emporsteige. Die Regierung in Karlsruhe antwortete darauf, daß nur durch einen Gebietstausch eine Änderung herbeigeführt werden könne. Es fanden dann Verhandlungen zwischen Baden und Württemberg über den Austausch einiger Gebiete statt und aufgrund eines wechselseitigen Vertrages vom 17. Oktober 1806 kamen die gewünschten Veränderungen zustande. Die Stadt wurde durch die großherzogliche Hofkommission darüber unterrichtet, daß im Tausch gegen Tuttlingen, das fälschlicherweise Baden zugeteilt war, der auf dem linken Brigachufer liegende Stadtbann wieder an Baden und damit an Villingen kam ²³). Diese Gemarkungsgrenze hat sich bis zum Zusammenschluß der Stadt Villingen mit Schwenningen nicht mehr verändert.

Der badische Großherzog war sehr betrübt, daß er nicht wie der Herzog von Württemberg zum König ernannt wurde; nur die Anrede „Königliche Hoheit“ wurde ihm zugestanden ²⁴). Die Seelenzahl seines Landes von 800.000 war für ein Königreich einfach zu klein. Später soll er einmal geäußert haben: „Lieber ein Großherzog als ein kleiner König!“

Der neue Landesherr hat sich aber bei der Übernahme der Stadt auch nicht großzügig benommen. Das Benediktinerkloster blieb aufgelöst und die Klostergebäude samt Kirche wurden vom badischen Fiskus übernommen. Alles, was die Württemberger seinerzeit nicht hatten mitnehmen können, z. B. die Turmuhr der Kirche mit ihren sieben von Grüninger gegossenen Glocken mit Glockenspiel, sowie die

wertvolle Silbermannsche Orgel wurden trotz heftigem Widerspruch der Einwohner nach Karlsruhe abgeführt, um in der evangelischen Stadtkirche Verwendung zu finden. Die Klosterbibliothek mit über 20.000 Bänden wurde teilweise der badischen Hofbibliothek einverleibt, ein anderer Teil gelangte in die Universitätsbibliothek nach Freiburg und der Rest wurde verschleudert. Wertvolle Handschriften und Urkunden wie die Hugsche Chronik wanderten in das Landesarchiv. Besonders aber litt die Stadt durch die Aufhebung der Klosterschulen. Langsam aber gewöhnte man sich an den neuen Landesherren.

Ein hundred Jahre, nachdem Villingen badisch wurde, also im Jahre 1906, wurde im Gemeinderat der Bedeutung dieses Tages gedacht und ein großes Festprogramm aufgestellt; doch mußte mit Rücksicht auf den auf diesen Tag gefallenen Buß- und Betttag die Feier verschoben werden. Stattdessen wurde aber im Hotel Blume-Post ein großes Festessen mit vielen geladenen Gästen veranstaltet ²⁶⁾.

Nach dessen Eröffnung erhob sich Bürgermeister Dr. Braunagel, um auf die Bedeutung dieses Tages in kurzen, gehaltvollen Worten hinzuweisen und einen Rückblick auf die geschichtlichen Ereignisse vor 100 Jahren zu werfen. Er erinnerte an die Huldigung im Freiburger Münster und den für Villingen bestimmten Haupttakt in unserem Münster. Er sagte, welch großes Glück es war, daß Villingen wieder an das angestammte Herzoghaus der Zähringer gekommen ist. Die badischen Markgrafen hätten von früheren Heiraten her noch ein paar Tropfen Zähringer Blut in ihren Adern. Der Bürgermeister ließ den Großherzog hochleben und sandte ihm ein Huldigungstelegramm, das der Großherzog sofort beantwortete.

An diesem Nachmittag trat, von den Anwesenden freudig begrüßt, Professor Dr. Roder in den Saal. Der Bürgermeister begrüßte ihn aufs Herzlichste und gedachte der großen Verdienste Roders um die Geschichte Villingens ²⁷⁾, sein Leben und Wirken hänge ja engstens mit unserer

Stadt zusammen und er hoffe, daß Roders Lebenswerk „Die Geschichte der Stadt Villingen“ bald im Druck erscheinen möge. Der Bürgermeister schloß mit einem Hoch auf Roder, und die anwesenden Mitglieder des Münsterchors und des Sängerbundes widmeten ihrem früheren Mitglied einen donnernden Sängergruß. Dr. Roder dankte in humorvollen Worten und versprach, sein Möglichstes zur Vollendung seines Werkes über Villingen zu tun. (Der Druck wurde durch den Beginn des 1. Weltkrieges unmöglich gemacht.)

Roder versicherte, daß er Villingen nie vergessen könne, er fühle sich heute noch als Villingener. Darauf leerte er sein Glas mit dem Wunsch, daß auch unsere Nachkommen diesen Gedenktag in hundert Jahren ebenso feierlich begehen mögen.

Literatur

¹⁾, ²⁾, ³⁾, ⁴⁾ Kageneck „Das Ende der vorderösterreichischen Herrschaft“

⁵⁾ Villingen zählte zur vorderösterreichischen Landschaft Breisgau mit damaligem Regierungssitz Freiburg

⁶⁾ Josef Bader „Geschichte der Stadt Freiburg“ Bd II, S. 316

⁷⁾ Kageneck, siehe oben, S. 110

⁸⁾, ⁹⁾, ¹⁰⁾, ¹¹⁾ dto, Korrespondenz über Übergang an Modena

¹²⁾ Josef Bader, Bd II, S. 316

¹³⁾, ¹⁴⁾ Stadtarchiv Villingen, Inventar Bd II, 121

¹⁵⁾ Kageneck, siehe oben, S. 130

¹⁶⁾ Kageneck, siehe oben, S. 142

¹⁶⁾, ¹⁷⁾, ¹⁸⁾ Professor Dr. Roder „Chronik von Villingen“ im Band des Jahres 1888 des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Donaueschingen

¹⁹⁾ Rud. Huber „Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte“ Rheinbundakte S. 27 und 28; Villingener Volksblatt vom 1. 12. 1906 nach Roder

²⁰⁾ Villingener Volksblatt vom 1. 12. 1906 nach Roder

²¹⁾, ²²⁾, ²³⁾ Villingener Volksblatt vom 1. 12. 1906 nach Roder

²⁴⁾ Marion Wierischs „Die Entstehung des Großherzogtums Baden“ i. ZGO Bd. 125, S. 198 und 199

²⁵⁾ Albert Fischer „Aus Villingens Vergangenheit“, S. 70 u. 71

²⁶⁾ Villingener Volksblatt vom 24. 11. 1906, nach Roder

²⁷⁾ Professor Dr. Roder war viele Jahre an der Villingener Realschule tätig und wurde später Realschuldirektor in Überlingen. Roder ist einer der besten Kenner der badischen und Villingener Geschichte. Seine Arbeit wurde dadurch gewürdigt, daß er zum Hofrat ernannt und ihm der Orden von „Zähringer Löwen“ verliehen wurde. Roder hat das Villingener Archiv geordnet und das Villingener Urkundenbuch schriftlich niedergelegt, das erst später im Jahre 1971 unter dem Titel „Inventur über die Bestände des Stadtarchivs Villingen“ in der Bearbeitung von Hans Josef Wollasch im Druck erschien.

Die Entwicklung des Kreisgebietes von den letzten Jahren des Alten Reiches bis zum Schwarzwald-Baar-Kreis 1973

Dr. Joachim Sturm

1. Das heutige Kreisgebiet in der territorialen Neuordnung zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Zur Vergegenwärtigung des politischen und territorialen Flickenteppichs, aus dem sich das heutige Kreisgebiet als administratives Element eines einheitlichen Flächenstaates gebildet hat, muß man nicht unbedingt das Mittelalter zum Ausgangspunkt nehmen. Im Grunde sind die territorialen Verhältnisse, wie wir sie mit Beginn der napoleonischen Neuordnung 1803 vorfinden, im wesentlichen das Zustandsbild einer vielhundertjährigen Kontinuität, die in unserem Raum zuletzt größeren Änderungen nur in der Reformationszeit unterworfen war.

Eine Wanderung in Gedanken und in der Geschichte entlang der Grenzen des heutigen Verwaltungsraumes überrascht ob der alten Gemengelage der unterschiedlichsten Gebiete, von denen manchmal kaum eine Erinnerung geblieben ist.

Ein aus dem Hegau kommender Wanderer, der am Vorabend der großen Territorialverschiebung heutiges Kreisgebiet betrat, stand so in Komingen noch auf den Boden der Herrschaft Tengen, die seit 1663 den zu den vorderösterreichischen Landständen zählenden Reichsfürsten von Auersperg gehörte.¹⁾

In Nordhalden kam er in die Herrschaft Blumenfeld, die wie Epfenhofen seit 1488 mit 12 anderen Orten von der Deutschordenskommande Mainau gekauft worden war.²⁾ Schon in Blumberg als dem südlichsten fürstenbergischen Obervogteiamt im heutigen Landkreis war er dann mit dem Hause Fürstenberg in Berührung gekommen, das Stadt und Herrschaft im Jahre 1537 erworben hatte.³⁾ Bis auf den heutigen Tag bildet die 1664 zum Fürstentum erhobene Grafschaft das territoriale Kernstück des Land-

kreises, das von den übrigen historischen Gebietsteilen fast ringförmig umlagert wird.

Vor seiner Ankunft in Triberg, dem Obervogteiamt der seit 1654 endgültig vorderösterreichischen Herrschaft Triberg hatte der historische Kundschafter zuvor noch mit städtischen oder geistlichen Mächten wie der Stadt Schaffhausen im Grenzbereich Nordhalden-Epfendorf⁴⁾, sowie den Klöstern St. Blasien (Achdorf)⁵⁾ und St. Peter (Neukirch), aber auch dem Waldkircher St. Margarethenkloster (Gütenbach, Rohrbach) als Inhaber der Grundherrschaft Berührung gehabt. Wenn wir annehmen, daß die fiktive Wanderung im Sommer des Jahres 1803 stattgefunden haben mag, traf unser Mann in Triberg – wie im vorderösterreichischen Breisgau überhaupt – auf eine überraschende Lage. Er befand sich gewissermaßen kurzfristig auf italienischen Boden. Im Artikel IV des Friedens von Lunéville 1801 war nämlich der österreichische Verwaltungsbezirk Breisgau dem Herzog Hercules III. Rinaldo von Modena als Entschädigung für den Verlust seiner italienischen Besitzungen im Frieden von Campo Formio (1797) zugeteilt worden. Der Herzog hatte die Herrschaft jedoch 1802 bis zu seinem Tode am 14. Oktober 1803 nicht selbst und in personam ausgeübt, sondern seinem Schwiegersohn, dem österreichischen Erzherzog Ferdinand übertragen. So kam es, daß man sich in Triberg ein Jahr lang ein wenig italienisch fühlen konnte und noch heute manch interessante Akte aus der Herrschaft und aus jener Epoche sich im Staatsarchiv in Modena findet.⁶⁾

Nördlich vom habsburgischen Vorderösterreich⁷⁾, das sich mit der immediaten Herrschaft Triberg und den östlich vorgelagerten Städten (bzw. mediaten Herrschaften) Bräunlingen und Villingen keilartig von Westen ins Kreisgebiet schob,

begann das Gebiet des 1806 zum Königreich erhobenen Württemberg. Im 15. Jahrhundert hatten die württembergischen Herzöge bereits die Herrschaft, später Amt Hornberg *) erworben. In der Reformation 1522 kam das Klosteramt St. Georgen hinzu. Die noch heute zum Kreis gehörenden, südöstlich der genannten Amtsbezirke gelegenen Orte Tuningen, Oberbaldingen, Öfingen und Sunthausen gar waren überwiegend schon seit 1377 württembergisch. Bevor der Geschichtswanderer von Sankt Georgen zu den zuvor genannten Orten gelangte, mußte er nicht nur das Gebiet der Reichsstadt Rottweil (Landschaft Rottweil) in den Orten Dauchingen, Fischbach, Kappel, Niedereschach und Weilersbach durchqueren sondern auch das Territorium der Villinger Kommende des Johanniterordens – nach 1530 auch Malteserorden genannt – in Neuhausen, Obereschach, Weigheim und Dürrheim.

Am Ende des Umganges war dann noch einmal ein gutes Stück Wegs durch fürstenbergische Lande – von Heidenhofen bis Riedöschingen – zurückzulegen, ehe der Ausgangspunkt Kommingen wieder erreicht war.

Im Zuge von Säkularisation 1803, Preßburger Friede 1805 und Rheinbundakte 1806 konnten Baden und Württemberg wie auch der Malteserorden auf Kosten der übrigen in der Landschaft präsenten Kräfte ihr Staatsgebiet noch einmal kurzfristig bedeutend vergrößern.

Die Fürstabtei St. Blasien mit Achdorf und Fützen fiel 1803 vorübergehend an das Großpriorat der Johanniter in Heitersheim, ehe der Preßburger Friede 1805 Württemberg damit bereicherte. Auch erhielt letzteres zum gleichen Jahr die Habsburger Städte und Territorien Villingen, Bräunlingen und Tribberg, wie auch das Land der Johanniter und der Deutschordenskommende Mainau.

Baden hingegen erwarb im Schwarzwald-Baar-Gebiet zunächst nur kleinere klösterliche Besitzungen.

Doch erst mit der Mediatisierung 1806 erhielt das jetzt Großherzogtum gewordene Baden die

Souveränität über das zentrale Territorium des heutigen Kreises, das Fürstentum Fürstenberg mit rund dreißig Gemeinden innerhalb der heutigen Landkreisgrenzen.

Hinzu kamen außerdem von Württemberg Villingen, Bräunlingen und der einstige Johanniterbesitz. 1810 mußte Württemberg wiederum Gebiete an Baden abtreten. Ein Großteil des Oberamtes Hornberg, des Klosteramtes St. Georgen sowie Biesingen, Oberbaldingen, Öfingen und die Hälfte von Sunthausen sowie die einstigen Rottweiler Landschaftsorte Dauchingen, Fischbach, Niedereschach und Weilersbach rundeten das neue badische Staatsgebiet ab.

Man sollte das territorialgeschichtliche Tableau des Landkreises nicht beenden, ohne der Kleinstterritorien und Rechte zu gedenken, die ebenfalls in der Mediatisierung sternschnuppengleich untergingen. 1806 verloren die Reichsfürsten von Auersperg ihre Herrschaft und damit Kommingen, wobei der badische Staat jedoch erst 1811 letzte Besitztümer zur Erlangung der vollen Hoheit aufkaufte. 1806 erloschen auch jahrhundertealte Teilrechte wie die Steuer- und Militärhoheit des Ritterkantons Hegau-Allgäu-Bodensee über die Dörfer Almendshofen, Hausen vor Wald und Kirchdorf. Die Rechte rührten von deren einstigen Besitzern, den Freiherren von Schellenberg, die Mitglieder der Ritterschaft gewesen waren.

Die letzten Rechtsansprüche gar der Stadt, später des Kantons Schaffhausen in den Dörfern Nordhalden und Epfenhofen wurden erst 1839 bei endgültiger Festlegung des Grenzverlaufs zwischen Baden und der Schweiz aufgegeben.

Damit war in unserem Nahraum ein durchgehendes badisches Staatsgebiet entstanden, dessen Staatsgrenze bis 1972 in der Grenze des Regierungsbezirks Freiburg fortlebte. Erst die tiefgreifende Verwaltungs- und Kommunalreform, auf deren Würdigung man einst gespannt sein darf, hat Korrekturen gebracht, die durch ihren Eingriff in gewachsene historische Formen nicht unbedingt stabilisierend auf das Selbstverständnis des Landkreises als organischem Verwaltungskörper

gewirkt haben. Die Herauslösung alter württembergischer Orte wie Tuningen, Mühlhausen, Weigheim und Schwenningen aus der sozialen Stabilität württembergischer Amtsbezirke hat Wunden gerissen, die im kollektiven Gedächtnis dieser Gemeinwesen noch lange nicht geschlossen sein werden. Allerdings darf nicht verkannt werden, daß die Schmerzlichkeit des Eingriffes ihre Grundlegung sicher nicht zuletzt in dem bis heute virulenten Nationalstaatsdenken des vergangenen Jahrhunderts hat. So stark war und ist die Ausprägung dieser geistigen Verbindung von Nationalstaat und Territorium, daß in der vielfach fortbestehenden geistigen Abgrenzung zwischen Baden und Württemberg das Andenken an die vormals zahlreichen, eng beieinanderliegenden unabhängigen Landesteile und die daraus resultierenden Auslands- und Nachbarschaftsverhältnisse völlig verdrängt wurden.

2. Von den Amtsbezirken zum Landkreis Schwarzwald-Baar und der Kreiselbstverwaltung.

Daß unter den Umständen fast zwei Jahrzehnte während territorialer Verschiebungen eine schnelle Stabilität und eine gewisse Kontinuität auf der unteren staatlichen Verwaltungsebene nicht zu erreichen war, ist nur zu verständlich. Überhaupt begann eine konsequente Umgestaltung aller Verwaltungsebenen erst mit dem tiefgreifenden Organisationsedikt vom 26. November 1809.⁹⁾ Bis dahin hatte der durch seine lange Laufbahn im Spätabolutismus geprägte geheime Rat Friedrich Nikolaus Brauer (1754-1813) nur zaghafte Reformversuche vorgenommen. Um die historisch gewachsene altbadische Verwaltungsstruktur nicht anzutasten, hatte er gemäß dem Wahlspruch Karl Friedrichs von Baden „moderate ac prudenter“¹⁰⁾ in „behutsam tastenden Vorgehen“ und unter „Rücksichtnahme auf territoriale Sonderart“ an der Provinz des „Oberrheines oder der badischen Landgrafschaft“ mit Sitz in Freiburg als einer der drei großen Landesprovinzen festgehalten. Der Ende 1809 neu ins Amt gekommene

Minister Baron Sigismund von Reitzenstein (1766-1847), zuvor tatkräftiger Landvogt im altbadischen Oberamt Rötteln/Lörrach, zielte hier schärfer auf die Beseitigung historischer Partikularismen. Die nach dem Vorbild französischer Präfekturen aufgebauten zehn Kreise als Mittelinstanz sollten mit neuem Zuschnitt und unter neuen Bezeichnungen – die in Villingen angesetzte Mittelinstanz hieß „Donaukreis“ – Erinnerung an historische Verwaltungsgebilde und Geschichte tilgen. Weitreichende Befugnisse, gute Personalausstattungen und ein durchweg bürokratischer Geschäftsgang im Gegensatz zum zuvor herrschenden Kollegialsystem waren Zeichen einer neuen, straffen Verwaltungstätigkeit. Die schon 1819/20 von 10 auf 6 verminderten Kreise wurden unter dem Einfluß des Liberalismus im Vormärz erneut reduziert. Nach einem Antrag vor der II. badischen Kammer 1832 des Freiburger Professors Karl Theodor Welcker (1790-1869) auf Aufhebung der Mittelinstanzen kam es zur Rücknahme auf vier Kreise. Der Donaukreis in Villingen wurde aufgelöst und die ihm unterstellten Bezirksämter dem Seekreis in Konstanz zugeschlagen. Nur die Ämter Triberg und Hornberg kamen zum Kinzigkreis mit Verwaltungssitz in Offenburg.

Der nächste bedeutende Schritt, eine Art verspätete administrative Rehabilitierung der Revolution von 1848, war das Gesetz über die Organisation der inneren Verwaltung vom 5. Oktober 1863 des liberalen Innenministers August Lamey (1816-1896). Die staatliche Mittelinstanz wurde aufgehoben und die unteren Verwaltungsbehörden unter die Aufsicht von vier „Landeskommissariaten“ gestellt. So war der von nun an für den Großteil des heutigen Kreisgebietes zuständige Landeskommissär auch keine „Mittelinstanz“ im eigentlichen Sinne mehr, sondern Mitglied des Ministeriums mit Dienstsitz und zunächst noch kleinem Büro in Konstanz. Die Landeskommissariate blieben die am längsten bestehenden badischen Mittelinstanzen, die erst nach dem Zusammenbruch 1945 im Verlauf des Folgejahres als Verwaltung-

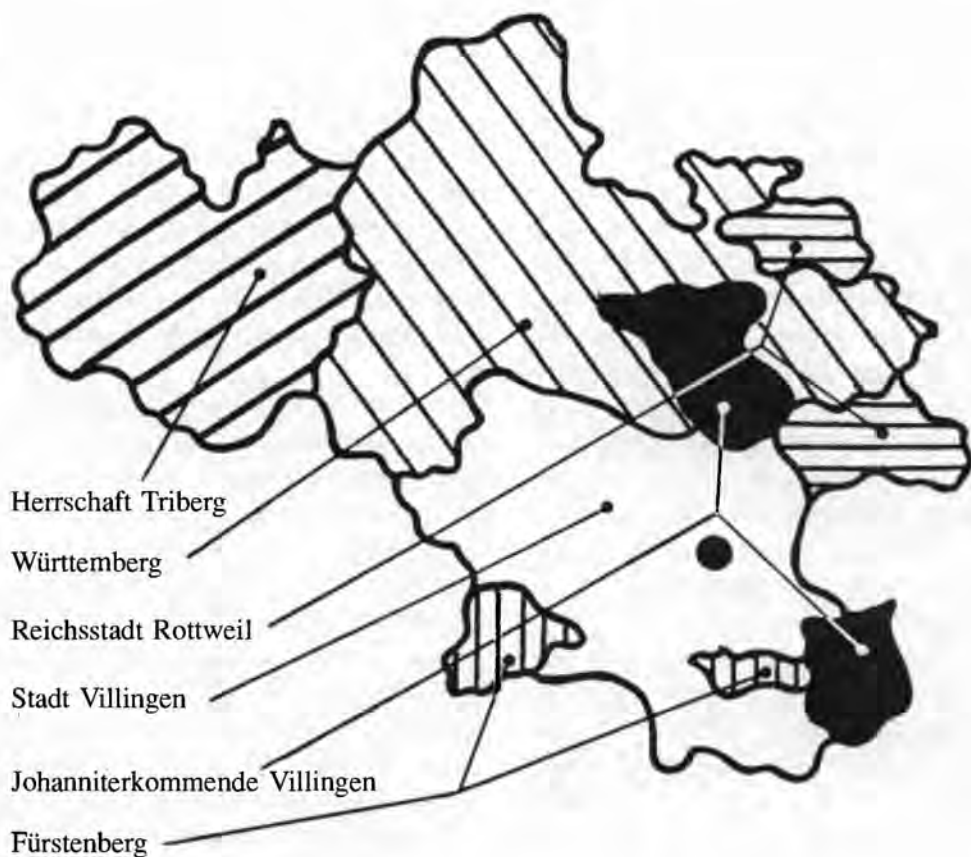
gen ihr Ende fanden.¹¹⁾ Abgelöst wurden sie durch die 1952 im neuen Südweststaat gebildeten Regierungspräsidien.

In diesem kurzen Abriss der badischen mittleren Verwaltungsebene sind bereits alle die Charakteristika angeklungen, die auch die Gestaltung der eigentlichen Kreisebene oder besser gesagt zunächst der Amtsbezirke geprägt haben.

Allein so wird auch verständlich, daß die ersten Reformen Brauers im heutigen Kreisgebiet zunächst deshalb Stückwerk bleiben mußten,

weil im Fortbestand weltlicher und kirchlicher Standesherrschaften wie in der Säkularisierung, Mediatisierung und dem raschen Gebietsaustausch zwischen Baden und Württemberg ein stabiles Verwaltungsnetz nicht geknüpft werden konnte.

Ganz im Verständnis Brauers mit seiner Schonung der Partikularismen des Alten Reiches und den historisch gewachsenen Souveränitätsstrukturen bestanden daher im heutigen Kreisgebiet althergebrachte Amtsstrukturen fort.



Territoriale Gliederung des Gebietes des ehemaligen Landkreises Villingen
um 1800

Das hatte einmal ganz praktische Gründe. Die Rheinbundakte vom 12. Juli 1806 sicherte den Mediatisierten die Beibehaltung ihrer Rechte mit Ausnahme der Gesetzgebung, der hohen Gerichtsbarkeit, der Polizei-Oberaufsicht und dem Militärwesen zu.¹²⁾ Die fortbestehenden niederen Gerichtsbarkeiten, Zehntrechte und Lehensrechte, in denen Privates und Öffentliches¹³⁾ erst noch getrennt werden mußte, wurden in den Grenzen der alten standesherrlichen Amtsbezirke ausgeübt. So erschien es günstig, vorderhand die neuen badischen unteren Verwaltungsbezirke in die alten Amtseinteilungen einzupassen. Erst im Zuge der Revolution von 1848/49 wurden dann auch die letzten Rechte wie die standesherrliche Gerichtsbarkeit aufgehoben.

Konkret auf den heutigen Landkreis bezogen bedeutete dies, daß im Süden das Amt Blumenfeld für die Orte Kommingen, Nordhalden und Epfendorf bis 1857 weiterbestand, ehe es mit dem Bezirksamt Engen vereint wurde. Das aus dem fürstenbergischen Obervogteiamt Blumberg 1807 hervorgegangene standesherrliche Amt Blumberg hielt sich bis zu seinem Übergang an das standesherrliche Amt Hüfingen 1824. Wesentlich daran ist, daß die Aufgabe Blumbergs weniger mit der Aufhebung standesherrlicher Rechte in Verbindung zu bringen ist, denn mit der geschwundenen Bedeutung des Ortes als subregionalem Verwaltungszentrum in einem geänderten wirtschaftlichen und sozialen Rahmen.

Weiter im Westen, im Hochschwarzwald jenseits der heutigen Kreisgrenze, bestand von Anbeginn an auch das standesherrlich-fürstenbergische Amt Neustadt mit Linach, Schönenbach und Langenbach, die heute zum Schwarzwald-Baar-Kreis gehören.

Die Verwaltungsneuordnung Reitzensteins und die seinem Amtsantritt folgenden Erlasse, die nach und nach Steuer- und Gerichtsbarkeiten wie die Militärfreiheit beseitigten¹⁴⁾ wurden im Zuge des Wiener Kongresses und der Errichtung des Deutschen Bundes teilweise wieder rückgängig gemacht.

Dies führte dazu, daß der Versuch einer durch-

gehenden Verstaatlichung des Ämterwesens ab 1818/19 stillschweigend revidiert wurde und im fürstenbergischen Kernbereich 1824 vorläufig beendet war. Die als Ablösung des standesherrlichen Amtes Hüfingen 1813 gedachte Gründung des Bezirksamtes Donaueschingen endete 1824 mit der Auflösung bis 1844 und dem Fortbestand Hüfingens.

Das 1807 gegründete Obervogteiamt, ab 1809 Amt Villingen, mußte die 1813 erhaltenen Dörfer Tannheim und Herzogenweiler 1819 ebenfalls wieder nach Hüfingen abgeben. Das standesherrliche Amt Neustadt wurde nur vorübergehend (1813 bis 1824) durch die Abtretung von Linach, Schönenbach und Langenbach an das Bezirksamt Triberg geschwächt. Im Grunde ist nicht einmal die endgültige Aufhebung des Amtes Blumberg 1824 ein Erfolg gewesen, da dessen Gebiet ja in das standesherrliche Amt Hüfingen eingebracht wurde und letzteres stärkte. Dieses nochmalige Aufglimmen alter Rechtspositionen wurde besonders in der Gründung des standesherrlichen Amtes Möhringen 1824 deutlich, dem Unterbaldingen zugeordnet wurde.

Die übrigen historischen territorialen Strukturen, die die Gestalter der Verwaltung am Anfang fanden und übernahmen, hielten sich am Ende dann doch länger als die sich auf standesherrliche Gegebenheiten stützenden Ämter. Dies hängt mit dem Machtvakuum zusammen, das der badische Staat schnell und gründlich mit seinem Verwaltungswillen füllen konnte. Die säkularisierten Klöster und die durch das Verschwinden der Kaisermacht ihrer politischen Stütze beraubten vorderösterreichischen Lande hatten keinerlei einflußreiche Fürsprecher mehr, ebensowenig wie die einst relativ unabhängigen und stolzen Städte Villingen und Bräunlingen. So konnte sich das 1806 gegründete Bezirksamt Triberg bis 1924 halten, ebenso wie das 1810 entstandene Bezirksamt Hornberg, das 1857 an Triberg fiel. Auch das 1806 aus städtischem Territorium, Johanniterbesitz und einstigem Rottweiler Gebiet entstandene Bezirksamt Vil-

lingen hat bis 1972 die Zeiten überdauert. Das kleinere Bräunlingen hingegen durfte nur zwischen 1832 und 1840 eine ephemere Blüte als Stabsamt erleben.

Die Fortentwicklung der Ämterzahl und -struktur als Reduzierung ab der Zeit des Vormärz ist das Zeichen eines liberaler werdenden badischen Staates, der den Zuschnitt seiner Verwaltung effizient und flexibel an sich ändernde wirtschaftliche und soziale Gegebenheiten anpaßt.

Das zeigt sich durch die Neuerrichtung des Bezirksamtes Donaueschingen 1844, die im fürstenbergischen Bereich das Ende des standesherrlichen Ämterwesens einläutet, indem 1849 nach Aufhebung der standesherrlichen Gerichtsbarkeit das Amt Hüfingen, welches bereits 1844 um den Westteil des Amtes Möhringen vergrößert worden war, nun nach Donaueschingen verlagert und zum rein staatlichen Bezirksamt wurde. Der badische Staat bekräftigt damit zugleich seine Absicht, die einstige Residenzstadt zu einem Wirtschafts- und Verwaltungszentrum weiterzuentwickeln. Den ersten Fingerzeig hierzu hatte das Innenministerium durch die Erhebung des Marktfleckens in den Rang einer Stadt zu Jahresbeginn 1810 bereits gegeben.¹⁵⁾

Auch das alte standesherrliche Amt Blumenfeld wurde in der Ära des gestärkten Liberalismus unter der Regierung Friedrichs I. 1857 mit dem inzwischen vom standesherrlich-fürstenbergischen zum Bezirksamt gewordenen Engen vereint. Die heute südöstlichen Kreisorte Ephenhofen, Nordhalden und Kommingen erhielten damit eine noch stärkere Orientierung hin zu Hegau und Bodensee, die heute noch, rund zwanzig Jahre nach ihrer Umgliederung in den Schwarzwald-Baar-Kreis, kulturell und ökonomisch nachwirkt.

Für die Stärkung Tribergs hingegen 1857 um den Bereich des Hornberger Amtes war die industrielle Entwicklung dieser Schwarzwaldregion und ihrer Uhren- und Feinwerktechnik ausschlaggebend. In dem Maße aber, wie diese industrielle und die damit einhergehende sozio-ökonomische Entwicklung gegenüber dem Vil-

linger Raum an Geschwindigkeit verlor, war aber ebenso schnell eine Verkleinerung des Amtsbezirkes die Folge. So gingen 1864 der bedeutende Nordteil des Amtes mit Brigach, Buchenberg, Peterzell und St. Georgen an das Bezirksamt Villingen verloren, in etwa die historische territoriale Substanz des 1810 aufgehobenen württembergischen Klosteramtes St. Georgen.

Wie im Falle Donaueschingen kam auch die Stärkung Villingens nicht von ungefähr. Wirtschaftlicher Kraftzuwachs und günstige demographische Entwicklung nahe der württembergischen Staatsgrenze wurde durch verwaltungsmäßige Stärkung belohnt, der eine Verbesserung der Infrastruktur sehr bald folgte.¹⁶⁾ Neben dieser durch sozioökonomische Verschiebungen im Schwarzwaldraum errungenen stärksten Position im Dreigestirn neben den Ämtern Donaueschingen und Triberg mag es auch die Erinnerung an das aufgelöste Donaukreisdirektorium gewesen sein, welches als staatliche Mittelbehörde von 1809 bis 1819/20 hier bestand, daß die Bezirksamtsstadt 1864 Sitz des für Selbstverwaltungsaufgaben zuständigen Kreises Villingen wurde. Dessen Größe entsprach ziemlich genau dem heutigen Schwarzwald-Baar-Kreis, da er die drei Bezirksamter Donaueschingen, Triberg und Villingen umfaßte. Der am 1.10.1864 als einer von elf Großkreisen ins Leben getretene Verband legte den Grundstein zu einer kommunalen Selbstverwaltung, die all jene Aufgaben übernahm, welche zweckmäßig überörtlich organisiert werden oder/und die Finanzkraft der kleineren Kreisorte übersteigen sollten. Die von der Staatsregierung im Jahre 1924 durchgeführte Verwaltungsvereinfachung durch Verminderung der Kreise (Bezirksamter) ist nur in geringerem Maße als Sparmaßnahme oder Auswirkung der neuen Kreisordnung von 1923 zu sehen. Durch Herabsetzung der Anzahl der Landkreise von insgesamt 53 auf 40, die weiterhin rein staatliche Behörden blieben, wuchs die Größe des einzelnen Amtsbezirks derjenigen der Selbstverwaltungskreise gewis-

sermaßen entgegen. Dies geschah keineswegs unabsichtlich. Die Diskussionen im Zuge der politischen Umwälzung 1918/19 und ein Antrag 1920 im Landtag in Karlsruhe hatten bereits auf einen Ausbau des Bezirksamtes zur Selbstverwaltungskörperschaft gezielt. In den schwierigen Nachkriegsjahren war angesichts der leeren Kassen der Schritt jedoch nicht gewagt worden. Einziges Ergebnis blieb die Stärkung der vorhandenen elf Großkreise auf Kosten der Selbstverwaltung der einzelnen Kommunen.

Wie stets brachte auch die Reform von 1924 ihren Teil an Änderungen. Mit der Aufhebung des Bezirksamtes Triberg im Zuge der Verwaltungsvereinfachung verschwand ein letztes Stück Vorderösterreich, war das Bezirksamt doch zuvor lange Jahre das Amtshaus des Obervogtes gewesen.

Der Amtsbezirk selbst wurde zwischen den Bezirksamtern Donaueschingen, Wolfach und Villingen aufgeteilt. Letzteres erhielt alle heute noch im Landkreis befindlichen ehemaligen Triberger Orte außer Furtwangen, Neukirch, Gütenbach und Rohrbach, die an das Donaueschinger Bezirksamt gingen. Damit war das Amt am Donausprung noch einmal gewachsen. Schon 1921 waren Hammereisenbach-Bregenbach angefallen wie auch der Ostzipfel des seit der Säkularisation beim Amt Bonndorf gebliebenen St. Blasien.

Damit war Donaueschingen zu einer bedeutenden Verwaltungseinheit auf dem Weg vom Schwarzwald zum Bodensee im südlichen Baden geworden.

Neben dem übergeordneten politischen Aspekt der langsamen Vorbereitung einer Einheit von Selbst- und staatlicher Verwaltung scheinen aber wiederum wirtschaftliche und demographische Gründe für die Auflösung Tribergs und die Stärkung Donaueschingens und Villingens eine Rolle gespielt zu haben. Hier spiegelt sich der Bevölkerungsrückgang und die wirtschaftliche Schwäche des Innerschwarzwaldes, der in Donaueschingen durchweg günstige¹⁷⁾ oder wie in Villingen zumindest bessere Wirtschafts-

bedingungen gegenüberstanden.¹⁸⁾ Hingewiesen in diesem Zusammenhang sei aber auch auf eine mit dieser Reform sichtbar werdende Eigenheit, den Sitz der Kreisverwaltungen an die Ränder des badischen Staatsgebietes zu legen. Noch heute, nach der großen Kreisreform von 1973, wird das Gebiet des ehemaligen Großherzogtumes Baden von der Peripherie her kreisverwaltet. Diese seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sichtbar werdende Tendenz hängt sicher nicht allein mit dem wirtschaftlichen und demographischen Niedergang des Innerschwarzwaldes im Vergleich zur raschen industriellen Entwicklung von günstig gelegenen Orten zur Energiegewinnung und Güterverteilung zusammen. Eine plausible Erklärung des Phänomens konnte aber bis jetzt nicht gefunden werden.

Gleichzeitig sind alle Kreisverwaltungsstädte mit Ausnahme Heidelbergs ehemals badische, reichsstädtische (habsburgische) oder vorderösterreichische Orte. Damit scheint es, als habe man vielleicht unbewußt aber endgültig die Erinnerung an einstige standesherrliche Machtzentren verwischen wollen. So gesehen, mußte Donaueschingen schließlich als zu sehr an das Fürstentum Fürstenberg gebundene Kreisverwaltung dem habsburgischen Villingen weichen.

Bis es jedoch so weit war, vollzogen sich in der Zeit des Dritten Reiches in Kreisangelegenheiten noch einmal Änderungen, die sowohl das heutige Kreisgebiet als auch die Stellung des Landkreises berührten. Das im Zuge der „Gleichschaltung“ erlassene badische Landesgesetz vom 30. Juni 1936, das der aufkeimenden Selbstverwaltung ein Ende bereite, hatte vor allem auch eine Verringerung der Amtsbezirke im Auge. Ob die Auflösung des Bezirkes Engen und die Zuweisung von Kommungen und Nordhalden an Konstanz, von Fützen und Epfenhofen an Neustadt politische Gründe gehabt haben könnte, bedarf erst noch einer Untersuchung. Jedenfalls erhielt das Amt zunächst nur Grünigen zugewiesen.

Erst in der Kreisreform vom 24. Juni 1939, welche die noch einmal vergrößerten Amts-

bezirke nun auch zur Selbstverwaltungskörperschaften werden ließ, gelang Donaueschingen ein Ausgleich. Außer Nordhalden und Bachheim kamen alle vorgenannten Orte zum Kreis. Der Landkreis Villingen hingegen blieb von der territorialen Neugliederung unberührt.

Weder die nach 1945 entstandenen Länder Baden noch Württemberg haben sich in der Nachkriegszeit an eine territoriale Neugliederung des Landkreises gewagt. Die durch Besatzungsleitlinien und administrative Vorbilder der Besatzungsmächte beeinflussten Landkreisverwaltungen und die noch ungefestigten Länder behinderten zunächst eine Fortentwicklung.

Während in Baden die Verordnung Nr. 60 des französischen Oberkommandierenden Rechtsstatus und Doppelstellung des Kreises kaum antastete und mit den Grundsätzen aus der Zeit vor 1933 verband, wurden für Württemberg-Baden 1946 und für Württemberg-Hohenzollern 1948 Kreisordnungen erlassen, die „zu alten Grundsätzen in Verfassung und Organisation ... zurückkehrten“. ¹⁹⁾ Auch hier wurde die Doppelstellung aufrechterhalten, der Landrat jetzt jedoch durch die Kreisvertreter gewählt und zum Kommunalbeamten gemacht.

Die entstandene Zersplitterung überdauerte zunächst die Gründung des Landes Baden-Württemberg. Als erster Schritt zur Vereinheitlichung der Kreise wurde 1953 ein „Gesetz zur vorläufigen Angleichung des Kommunalrechts“ erlassen, bis die erste Landkreisordnung 1955 in Kraft trat.

Wer sich dieses schwierigen Nachkriegsweges im Leben der Landkreise bis 1972 erinnert, kann verstehen, mit welcher unterschiedlichen Voraussetzungen jene Orte in den neuen Schwarzwald-Baar-Kreis traten, die nicht aus altbadischen Landkreisen kamen. Gerade für jene neuen Kreisorte, die aus einer säkularen Stabilität württembergischer Oberämter in den neuen Landkreis entlassen wurden, mußte der Übertritt schmerzlich erscheinen. Trotz ihrer Randlage in den alten Landkreisen waren sie es nicht wie auf badischen Gebiet gewohnt, Umgliederungen

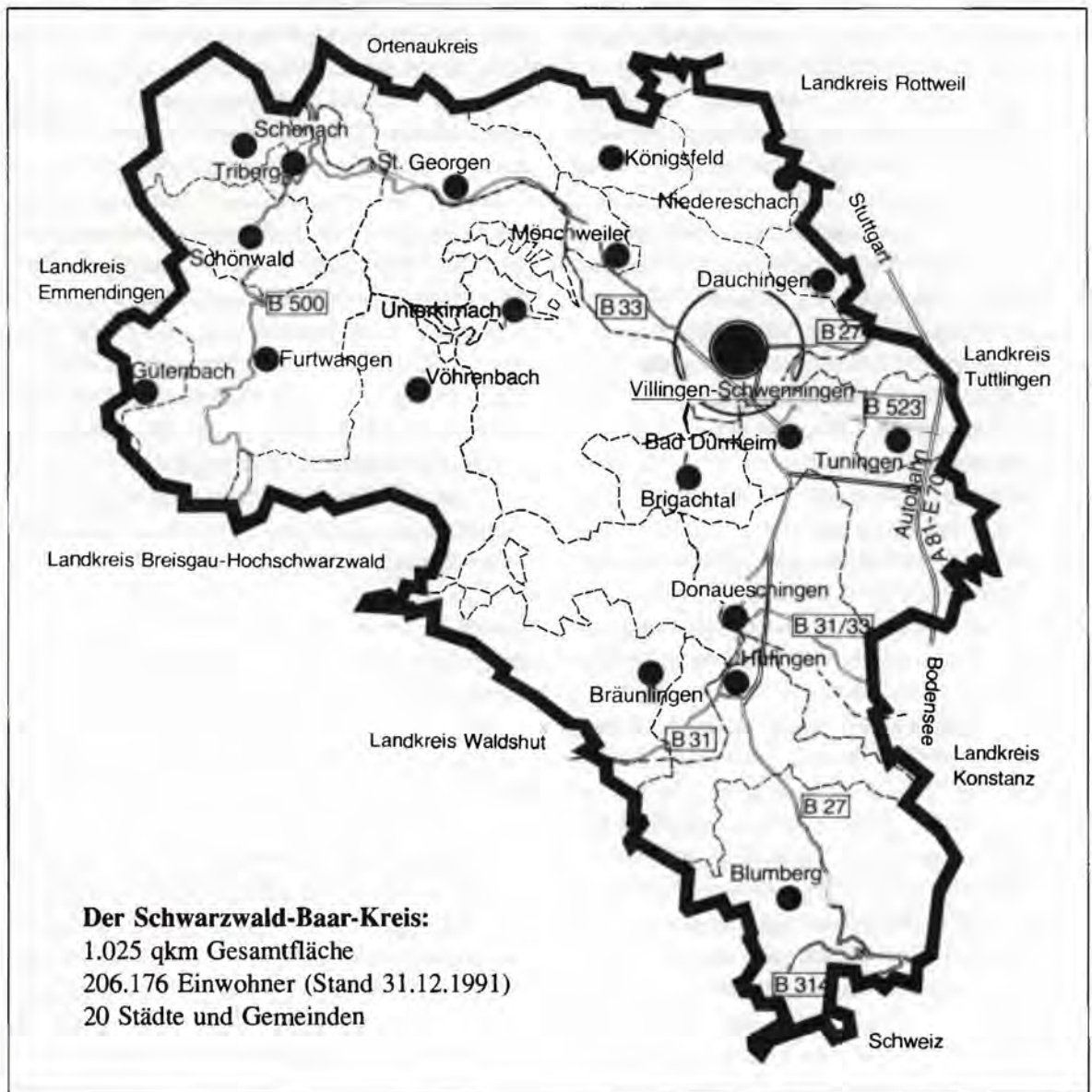
hauptsächlich aufgrund veränderter wirtschaftlicher Gegebenheiten ausgesetzt zu sein.

In der am 1.1.1973 wirksam gewordenen größten Verwaltungsreform in Baden-Württemberg nach dem Krieg, die in unserem Raum die Errichtung des Schwarzwald-Baar-Kreises gebracht hat, wird das Wirken historischer Traditionen sichtbar, die meines Wissens von den Verwaltungsreformern nirgends bewußt und deutlich formuliert wurden. Ohne einer historischen Bewertung vorzugreifen, die aufgrund der kaum zwanzig Jahre zurückliegenden Ereignisse und der noch nicht geöffneten Archive so schnell nicht wird vorgenommen werden können, bietet die Betrachtung des auf der Grundlage des Kreisreformgesetzes vom 26.7.1971 zum 1.1.1973 geschaffenen Schwarzwald-Baar-Kreises zwei Aspekte, die altbekanntes und Neues vermischen. Die Auflösung des Landkreises Donaueschingen und die damit einhergehende Verlagerung des Verwaltungsschwerpunktes nach Villingen, d.h. von Süden nach Norden, folgt der Verlagerung des wirtschaftlichen Schwerpunktes in der Region. Gerade in dieser Entscheidung offenbart sich eine historische Kontinuität, die sich auf die im Großherzogtum Baden gegründete Tradition der Verwaltungsraumneu- und umgliederung aus ökonomischen und sozialen Aspekten stützt, der politische Aspekte untergeordnet werden. Ergänzt wird diese Tradition durch Hinzunahme moderner wirtschaftlicher Gesichtspunkte, die infrastrukturelle Gegebenheiten miteinbeziehen. Die bereits zum Zeitpunkt der Kreisreform in Planung befindliche Autobahn Stuttgart-Singen wurde zur östlichen Grenze des neuen Landkreises, woraus sich eine Einbeziehung alter württembergischer Orte ergab. ²⁰⁾

Im neuen Großkreis vollzieht sich wiederum auf staatlicher und Verwaltungsebene ein Stück Integration oder besser gesagt Verzahnung der historischen Staaten Baden und Württemberg mit Löschung vornationaler und nationaler politisch-territorialer Strukturen. Der aus der eher gelenkten Volksabstimmung am 25.4.1952 hervorgegangene und am 7.6.1970 erneut bestätigte

Bundesstaat Baden-Württemberg wird auf Grundlage des Kreisreformgesetzes vom 26.7.1971 bis zum 1.1.1973 in der Gestaltung des Schwarzwald-Baar-Kreises ein weiteres Stück Realität, indem er einst württembergischer Orte wie Schwenningen (mit Mühlhausen seit 1969), Tuningen (Lkr. Tuttlingen) und Weigheim (Lkr. Rottweil) einem rund 150 Jahre alten badischen Landesteil hinzufügt. Dieser Willen zur Verzahnung gilt noch viel mehr für die Abgabe des Ostteiles des Landkreises

Donaueschingen an Tuttlingen, die eine weitere Tilgung alter politischer Strukturen sichtbar werden läßt. Die Raumschaften Immendingen, Geisingen und das anschließende Aitrachtal waren nämlich alte fürstenbergische Besitzungen. Hierzu paßt auch die Abgabe Unadingsen an den Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald, der als eine verwaltungstechnische Entfernung einstigen fürstenbergischen Landes vom Herrschaftszentrum Donaueschingen begriffen werden könnte.



Daß in dieser tiefgreifenden Modellierung des Kreises auch geographisch-kulturelle Gesichtspunkte eine Rolle spielten, sei nur am Rande erwähnt. So wurde Urach, das kirchlich zum Dekanat Villingen und politisch bis 1806 zum fürstenbergischen Amt Vöhrenbach gehört hatte, nach Eingliederung in Vöhrenbach ebenfalls zum Landkreis gezogen. Das durch Württemberg und die Reformation stark geprägte Tennenbronn hingegen ging an den Landkreis Rottweil als Nachfolger des württembergischen Oberamtes Rottweil.

Daß die Verwaltungsgliederung der Landkreise derzeit gebietsmäßig abgeschlossen ist, bedeutet keineswegs eine Garantie für künftige Zeiten. Wenn uns die Geschichte etwas lehrt, so das, daß Landkreise lebendige Gebilde im Leben eines Landes sind. Auf künftige Entwicklungen darf man daher gespannt sein.

Anmerkungen:

¹⁾ Dazu Gudrun Kling, Die vordere Herrschaft Tengen vom Verkauf an Österreich 1522 bis ... zum Verkauf an Baden 1811, in:

Tengen, Geschichte der Stadt und ihrer Ortschaften, Hegau-Bibliothek Band 79, Singen, 1991, S. 113-144

²⁾ Gudrun Kling, Die Herrschaft Tengen-Hinterburg und Blumenfeld bis zum Endes des Alten Reiches, in: wie 1, S.145-177

³⁾ Eine Geschichte der Stadt Blumberg ist derzeit in Bearbeitung. Wenige Angaben zur fürstenbergischen Amtsstadt in: Karl Siegfried Bader, Burg, Dorf, Stadt und Herrschaft Blumberg, o. O., o. J. (1954), 40, VII S.

⁴⁾ Joachim Sturm, Zur Entwicklung der Kreisgrenzen. Der badisch-schweizerische Grenzvertrag vom 1.3.1839 in: Almanach 90 des Schwarzwald-Baar-Kreises, S. 152-156

⁵⁾ Seit 1723 hatte das Kloster auch die gräflichen Rechte von Fürstenberg im Ort gepachtet

⁶⁾ Dazu Franz Laubenberger, Breisgau-Archivalien im Staatsarchiv Modena (1797-1807), Freiburg, Selbstverlag Stadtarchiv (Hrg.), 1980

⁷⁾ Franz Quarthal und Georg Wieland, Die Behördenorganisation Vorderösterreichs, Bühl, 1977, insbesondere Anhang Karte 1

⁸⁾ F. Graner, Aus der Geschichte der beiden Schwarzwaldstädte Hornberg und Schiltach sowie des Amtes Hornberg zur württembergischen Zeit, in: Die Ortenau 24, 1937, S. 64-78

⁹⁾ Lothar Gall, Gründung und politische Entwicklung des Großherzogtums bis 1848, in: Badische Geschichte vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), Theiss, Stuttgart, 1979, S. 15

¹⁰⁾ Diese und nachfolgende Zitate: Walter Grube, Vogteien, Ämter, Landkreise in Baden-Württemberg, Band I, Rechtliche Grundlagen, Kohlhammer, Stuttgart, 1975, S. 102

¹¹⁾ Eine umfassende Studie steht noch aus, einige Angaben zum letzten Landeskommissär Marcel Nordmann von Erich Will, in: Badische Biographien NF, III, S. 200 und Josef Astfäller, Tätigkeit beim Landratsamt Konstanz 1943-1948, in: Der Hegau 41/42.1984/85, S. 294-299

¹²⁾ Dazu auch Otto Hamann, Die deutschen Standesherrn und ihre Sonderrechte, Donaueschingen, 1888

¹³⁾ Karl Sigfried Bader, Schriften zur Landesgeschichte, Band 3, 1983, S. 221

¹⁴⁾ Werner Ruch, Die Verfassung des Kantons Hegau-Allgäu-Bodensee der unmittelbaren freien Reichsritterschaft, Diss., Mainz, 1955, S. 84 ff.

¹⁵⁾ Erlaß des badischen Innenministeriums vom 27.1.1810, zur Stadterhebung auch Volkhard Huth, Donaueschingen, Thorbecke, Sigmaringen, 1989, S. 87

¹⁶⁾ Eine umfassende Wirtschaftsgeschichte der Region steht noch aus, zahlreiche Angaben jedoch bei: Ulrich Rodenwaldt, Das Leben im alten Villingen. Geschichte der Stadt im Spiegel der Ratsprotokolle des 19. und 20. Jahrhunderts, Jahrbuch XV des Geschichts- und Heimatvereins Villingen e. V., 1991

¹⁷⁾ Volkhard Huth, Donaueschingen. Thorbecke, Sigmaringen, 1989, S. 188-192

¹⁸⁾ Dazu zahlreiche detaillierte Angaben bei Annemarie Conradt-Mach, Arbeit und Brot, Die Geschichte der Industriearbeiter in Villingen und Schwenningen von 1918 bis 1933, Neckar-Verlag, Villingen-Schwenningen, 1990

¹⁹⁾ Die Landkreisordnungen in der Bundesrepublik Deutschland, hrsg. von Hans-Georg Wormit, Deutscher Gemeindeverlag, Köln, 1960, S. 34 f.

²⁰⁾ Zum Autobahnbau: 40 Jahre Baden-Württemberg: Aufbau und Gestaltung 1952-1992, hrsg. von Meinrad Schaab, Theiss, Stuttgart, 1992, S. 426 ff.

Die Karte auf S. 40 ist der Broschüre „Der Schwarzwald-Baar-Kreis, seine Aufgaben“ entnommen.

Der Kampf um den Südweststaat

Dr. Ernst Schaude

Rückschau eines Zeitzeugen anlässlich des 40jährigen Bestehens unseres Bundeslandes Baden-Württemberg

Landauf, landab wurde 1992 das Schwabenalter unseres Bundeslandes gefeiert. Die ersten ernsthaften Verhandlungen über die Gründung eines gemeinsamen Landes für Baden und Württemberg, ursprünglich Südweststaat genannt, wurden am 2.8.1948 auf den Hohenneuffen geführt.

Nun gibt es zahlreiche Dokumentationen und Analysen von Beteiligten, berufenen Historikern und Staatsrechtlern über die Grundvorgänge und die Entwicklung zum südwestdeutschen Staatsgebilde. Wenn ich aber rückblickend die Vereinigung der in 3 Staaten aufgeteilten ehemaligen Länder Baden und Württemberg Revue passieren lasse, erscheint es mir heute immer noch wie ein Wunder, daß in nur 7 Jahren nach dem totalen staatlichen Zusammenbruch allen Widrigkeiten zum Trotz die Gründung dieses Staatswesens gelungen ist, erscheint mir das Ringen bis zum vorläufigen Schlußpunkt am 25. März 1952, als Reinhold Maier um 12.30 Uhr im Stuttgarter Landtag die Vereinigung der drei südwestdeutschen Länder verkündete, wie ein Ritt über den Bodensee.

Die Entstehung der Länder Baden und Württemberg

Die beiden Länder Baden und Württemberg entstanden aus der Rheinbundpolitik Napoleons und aus dem Länderschacher der Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 und hatten Bestand bis Ende des 1. Weltkriegs als Großherzogtum Baden, dem rechtsrheinischen vom Main bis zum Bodensee verlaufenden relativ schmalen Gebietsstreifen und als Königreich Württemberg ohne die preußische Exklave Hohenzollern.

Strategisch galt im Bismarckreich Elsaß-Lothringen als kritische Ostflanke Frankreichs. Nach dem 1. Weltkrieg, als Elsaß-Lothringen wieder

Frankreich einverleibt worden war, bildete das badische Land entlang dem Oberrhein für Frankreich einen vorteilhaften Puffer gegen das übrige Süddeutschland, zumal die Versailler Friedensbedingungen von 1919 eine 50 km breite entmilitarisierte Zone östlich des Rheins vorschrieben. Das Gebiet lag zudem in Reichweite der Maginotlinie. Dies hatte erhebliche nachteilige Auswirkungen auf die Entwicklung der badischen Industrie am Oberrhein, weshalb aus wirtschaftlichen Erwägungen schon in jener Zeit zum ersten Mal der Gedanke eines Zusammenschlusses von Baden und Württemberg aufkam. Die Aversion der Badener gegen die Schwaben ließ dies nicht zu. Nur die Arbeitsverwaltung errichtete im Jahre 1928 für beide Länder ein Landesarbeitsamt. Aber das hatte auch das Reich bestimmt.

Auch im NS-Staat blieb die Trennung bestehen, allerdings eigenständige Gliedstaaten wie im Kaiserreich oder auch noch in der Weimarer Republik waren das nicht mehr, sondern nur noch Länder dem Namen nach, die eher vom Zentralstaat dirigierten Provinzen glichen.

Die Remilitarisierung und Aufrüstung des Reichs unter dem NS-Regime bescherte uns als Gegenstück zur Maginotlinie den Westwall und führte schließlich zu einem unseligen Krieg, dessen bitteres Ende wir alle kennen, womit wir wieder am Anfang unserer Betrachtung angekommen sind, der Entstehung Baden-Württembergs.

Am Ende des 2. Weltkriegs

Als die US-Streitkräfte im Frühjahr 1945 Süddeutschland eroberten, befand sich auf ihrem rechten Flügel eine französische Armee, die ohne Absprache mit dem US-Oberbefehlshaber, nach

dem Rheinübergang von Nordbaden aus nach Stuttgart vorstieß, ganz Baden und Württemberg im Süden besetzte und über Lindau nach Voralberg einrückte. Die Amerikaner hatten sich u. a. in Heidelberg festgesetzt und verlangten als Verbindung nach Bayern die Autobahn Karlsruhe-Stuttgart-Ulm-München. Aus diesem Grunde mußten die Franzosen im Juli 1945 Stuttgart räumen und etwas später auch Karlsruhe und sich auf eine Linie Bülh-Calw-Reutlingen/Tübingen-Ehingen zurückziehen. Alle Landkreise, durch welche die Autobahn Karlsruhe-München führt, wurden zur US-Zone geschlagen. So kam es, daß die beiden Länder Baden und Württemberg durch Besatzungsdiktat und eine Autobahn in eine nördliche, amerikanisch besetzte und eine südliche, französisch besetzte Hälfte zerschnitten wurden. Eine französische Besatzungszone war von den 3 Siegermächten USA, Großbritannien, UdSSR ursprünglich gar nicht vorgesehen, sondern den Franzosen erst nachträglich konzediert. De Gaulle war zur Potsdamer Konferenz Ende Juli/Anfang August 1945, als über das Schicksal Nachkriegsdeutschlands verhandelt wurde, gar nicht eingeladen.

Die Amerikaner bildeten bereits im September 1945 aus den beiden nördlichen Teilen von Baden und Württemberg das Land Württemberg-Baden mit Regierungssitz Stuttgart. Die Franzosen zogen für ihre Zone nach, machten aber zwei getrennte Staaten, nämlich Baden mit Regierungssitz Freiburg und Württemberg-Hohenzollern mit Regierungssitz Tübingen. Das Manöver der Zweiteilung im Süden war durchschaubar, zu jener Zeit geisterten wieder oder immer noch Rheinbundsbestrebungen durch französische Köpfe. Das Trauma der Niederlage von 1940 war noch nicht verschwunden. Man hatte letztlich nicht gesiegt, man war von den Amerikanern befreit worden, und das traf der Stolz der grande nation erheblich. Dem entsprach auch die Besatzungspolitik in den ersten 3 Jahren nach dem Zusammenbruch. Eine Aussöhnung zwischen den Erbfeinden war noch nicht in Sicht.

Belastende Besatzungszeit

Die Grenzen zwischen den beiden Besatzungszonen wurden regelrecht abgeriegelt und weit mehr überwacht als eine normale Staats- und Zollgrenze. Man sprach zwar nicht vom eisernen, wohl aber vom seidenen Vorhang.

Die Franzosen beschlagnahmten Wohnungen, Häuser, ließen aber die Eigentümer zumeist im Keller- oder Dachgeschoß mitwohnen, während die Amerikaner aufgrund ihres Fraternisierungsverbots ganze Straßenzüge von deutscher Bevölkerung räumten. Die Wohnbedingungen wurden ab Herbst 1945 in der amerikanisch besetzten Zone von Württemberg und Baden zu einem schier unlösbaren Problem, als hunderttausende von Heimatvertriebenen und Flüchtlingen aus dem Osten ins Land strömten. Die Franzosen verweigerten aus eigennützigem Gründen die Aufnahme von Vertriebenen. Sie beuteten ihr Gebiet aus, ernährten sich aus dem Lande, demontierten Maschinen und Industrieanlagen und dezimierten die Waldbestände durch außerordentliche Holzhebe und transportierten alles und vieles mehr nach Frankreich. Aber man erinnere sich: Nicht lange zuvor hatte das französische Volk unter einer deutschen Besatzung gelitten. Die französische Besatzungszone zahlte jetzt den Tribut für alle!

Im Unterschied zu den Franzosen lebten die Amerikaner nicht aus dem besetzten Land, sondern aus mitgebrachten Armeebeständen, auch waren die Demontagen für ihre Mitverbündeten weniger rigoros.

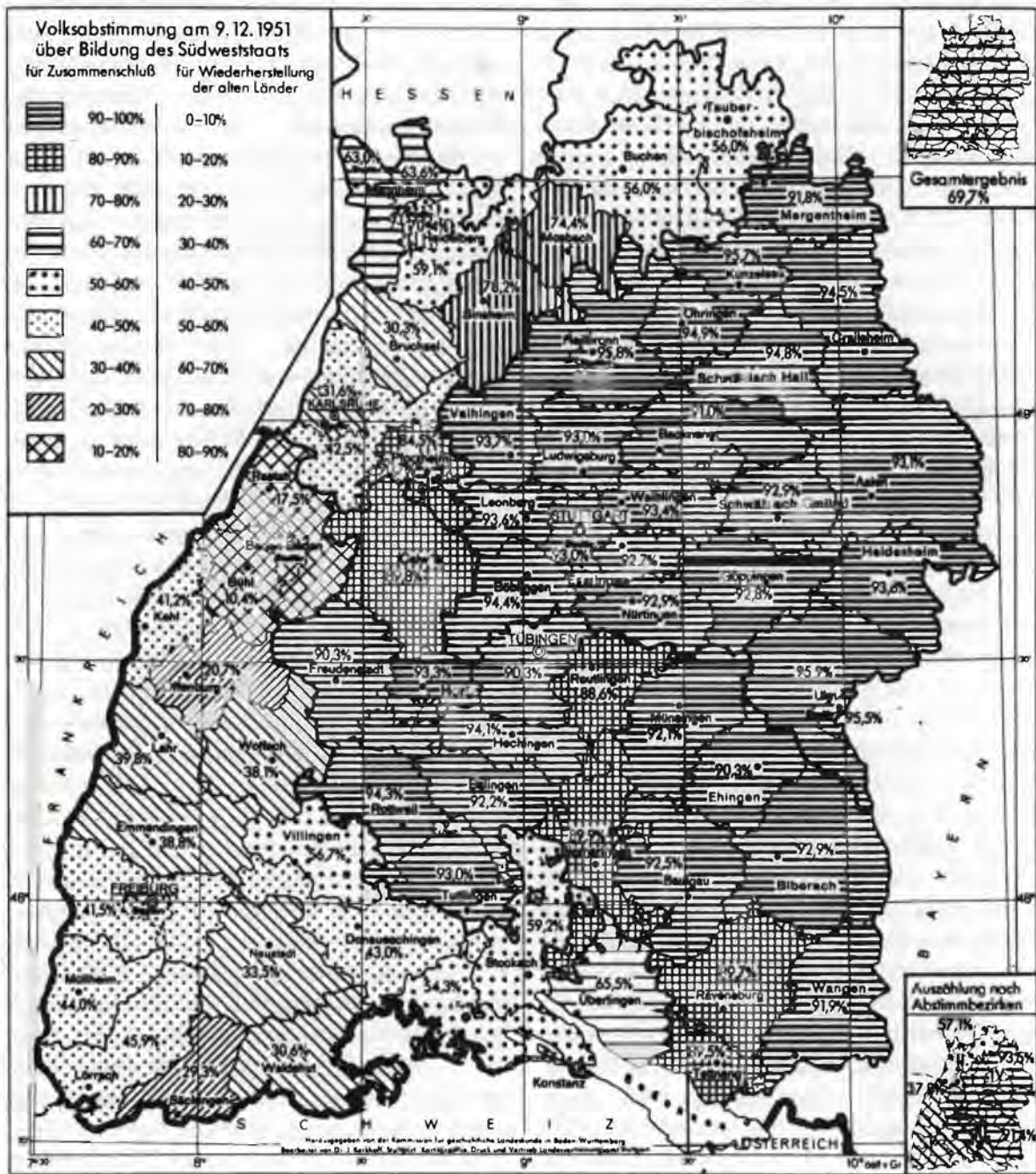
Frankfurter Dokumente

Beide Besatzungsmächte übertrugen verhältnismäßig frühzeitig zentrale Verwaltungsbefugnisse auf deutsche Stellen, die sie im Herbst 1945 als provisorische Regierungen beriefen. Etwa zur gleichen Zeit wurden politische Parteien zugelassen. Es wurden Landtage gewählt, die nach ihrer Konstituierung im Laufe des Jahres 1946 jeweils den Regierungschef wählten und demokratische Regierungen bildeten. Zuerst in Stuttgart unter Dr. Reinhold Maier (DVP), später in

Tübingen unter Dr. Lorenz Block, nach dessen Tod Dr. Gebhard Müller (beide CDU) und in Freiburg unter Leo Wohleb (CDU).

Die Landesverfassung konnte in Stuttgart bereits im November 1946 vom Landtag verabschiedet werden, die Landtage von Tübingen und Freiburg folgten im Mai 1947.

Die beiden in 150 Jahren zusammengewachsenen Wirtschaftsräume der Länder Baden und Württemberg waren auseinandergerissen, Handel und gegenseitige Hilfe nicht mehr möglich, und mit dem totalen Zerfall der Währung (Reichsmark) wurde die Lage immer schwieriger. Schwarz- und Tauschhandel waren an der



Tagesordnung. Man erkannte sowohl auf Besatzungsseite als auch auf deutscher Seite, daß nur eine neue, stabile Währung die Wirtschaft wieder in Gang bringen konnte.

Währungsreform und der inzwischen angelaufene Marshallplan gaben den Start zu einem Neubeginn. Unterdessen hatte der Kalte Krieg zwischen den Westmächten und der UdSSR mit der Berlinblockade eine kritische Phase erreicht. In dieser spannungsreichen Zeit wurden die Ministerpräsidenten der westdeutschen Länder am 1. Juli 1948 nach Frankfurt zu einer Konferenz mit den Militärgouverneuren der Westalliierten gerufen, auf der ihnen die sogenannten Frankfurter Dokumente übergeben wurden, die folgendes verlangten:

1. Einberufung einer verfassungsgebenden Versammlung für die 3 Westzonen zur Gründung eines Staates auf föderalistischer, parlamentarischer Grundlage.
2. Überprüfung der nach 1945 geschaffenen neuen Ländergrenzen.
3. Errichtung eines Besatzungsstatuts für den neu zu bildenden Staat.

Zur Diskussion dieser Dokumente trafen sich die westdeutschen Ministerpräsidenten schon wieder am 8. Juli 1948 auf dem Rittersturz bei Koblenz.

Neugliederung der Länder

Der Punkt Neugliederung der Länder kam den meisten Ministerpräsidenten nicht sonderlich gelegen, man fürchtete sich vor Abtretungen von Landesteilen oder gar Auflösung ganzer Länder.

Im Südwesten hatte der Stuttgarter Landtag schon anfangs 1947 den Zusammenschluß der Länder Württemberg-Baden, Württemberg-Hohenzollern und Baden vorgeschlagen. In Tübingen zeigte man sich damals geneigt, jedoch aus Freiburg kam Empörung und entschiedene Ablehnung. Das Neugliederungsbegehren der Alliierten traf daher den Südwesten nicht ganz unvorbereitet. Auf dem Rittersturz bekannte sich der Tübinger Staatspräsident Dr. Bock bereits uneingeschränkt zum Südwest-Gesamtstaat. Noch im selben Monat

beauftragten die Landtage in Stuttgart und Tübingen ihre Regierungen, mit den anderen Ländern Verhandlungen über die Bildung eines Südweststaats aufzunehmen, denn Eile war geboten, da die Vorschlagsfrist von den Westalliierten auf 3 Monate begrenzt war. Der Freiburger Staatspräsident widersetzte sich einem Südweststaatplan, als Voraussetzung für Neuregelungsverhandlungen müsse er an der Wiederherstellung des traditionellen Landes Baden festhalten. Gleichzeitig versuchte er aber insgeheim eine Vereinigung mit Südwürttemberg-Hohenzollern. Die Amerikaner befürworteten die Südweststaatbildung, die Franzosen erstrebten aber die Wiederherstellung der alten Länder Baden und Württemberg, sie wollten Südwürttemberg-Hohenzollern im Tausch gegen Nordbaden den Amerikanern geben, dann hätten entlang ihrer Ostgrenze am Rhein von Koblenz bis Basel nur französisch besetzte Gebiete gelegen. Man träumte von einem neuen Rheinbund! Kein Geringerer als de Gaulle hat dies noch am 17.11.1948 in einer Rede wie folgt formuliert: „Wir haben Pfänder in unserer Hand, und ich war es, der sie nahm, wie die Saar, das linke Rheinufer, Baden, ein Stück von Württemberg. Ich habe sie genommen, und ich werde ihnen jetzt sogar sagen, daß ich nur deshalb Stuttgart in offener Feldschlacht besetzen ließ, und daß ich nur deshalb darin einwilligte, es wieder herauszugeben, als ich sicher war, daß wir auf dem rechten Rheinufer bleiben würden, wo wir damals nicht waren!“ Reinhold Maier und Viktor Renner – letzterer in Vertretung des todkranken Lorenz Bock, der am 3.8.1948 starb – entschlossen sich nun, den Stier bei den Hörnern zu packen und planten ein Treffen mit Leo Wohleb.

Die Konferenz auf dem Hohenneuffen

Da Reinhold Maier nach den bisherigen Erfahrungen mit dem Widerstand Wohlebs rechnen mußte, zumal dieser seine südbadische CDU hinter sich wußte, mobilisierte er die badischen Südweststaatanhänger aus SPD und DVP, indem er ohne Wissen Wohlebs und Renners auch die

Präsidenten und Fraktionsvorsitzenden der Landtage für den 2.8.1948 zu einer Art Generalversammlung einlud. Als Tagungsort wurde der Hohenneuffen gewählt. Und sie kamen alle, insgesamt 60 an der Zahl. Auch Leo Wohleb hochhoffiziell mit Stehkragen und Schwenker! Viktor Renner sprach für die beiden Württemberg und vertrat mit Nachdruck den Zusammenschluß der 3 Bundesländer. Nordbaden vertrat Dr. Reinhold Köhler, schon vor 1933 Reichsfinanzminister, jetzt Finanzminister in Stuttgart, Stellvertreter von Reinhold Maier und in Personalunion gleichzeitig Landesbezirkspräsident von Nordbaden. Er war ein hochangesehener Altbadener und die Hoffnung Freiburgs gegen den Südweststaat. Aber zur Überraschung aller trat er mit großem Nachdruck für den Südweststaat ein. Mit überzeugenden Argumenten legte er dar, daß sich die beiden südlichen Länder auf Dauer weder finanziell noch wirtschaftlich halten könnten. Außerdem dürfe Baden keinesfalls in die Abhängigkeit der Franzosen geraten, er sei kein Förderer von deren Rheinbundbestrebungen. Für Wohleb war das ein Schlag ins Gesicht, um so mehr, als er mit Köhler befreundet war.

Der Karlsruher Staatsvertragsentwurf

Köhlers Rede brachte einen Stein ins Rollen, denn nun beantragte der südbadische Finanzminister Dr. Eckert, dessen sich Wohleb aber nie ganz sicher war, eine Kommission mit dem Auftrag, die Notwendigkeit der Vereinigung zu prüfen und den Entwurf eines Staatsvertrags auszuarbeiten. Dem stimmten alle, mit Mehrheit auch Südbaden, zu. Das war ein beachtlicher Erfolg. Mehr konnte von dieser ersten Zusammenkunft nach Lage der Dinge wirklich nicht erreicht werden. Unter dem Vorsitz von Heinrich Köhler trat bereits am 10. August in Karlsruhe die auf dem Hohenneuffen bestellte Zehnerkommission zusammen und arbeitete den sogenannten Karlsruher Staatsvertragsentwurf aus, der badische Interessen weitgehend berücksichtigte, aber sogleich mit Gegenentwürfen aus Freiburg gekontert wurde. Und nun setzte ein Verhand-

lungsmarathon ein, der sich über Jahre hinzog und über einem Gerangel um Abstimmungsmodalitäten für eine Volksbefragung endgültige Vereinbarungen immer wieder auf die lange Bank schob. Die beiden unnachgiebigen Gegenspieler waren von Anbeginn an Leo Wohleb und Reinhold Maier. Reinhold Maier wußte, daß die Amerikaner aus militärstrategischen Gründen Nordbaden nicht aufgeben würden. Er wußte auch, daß die Nordbadener sich keinesfalls unter eine französische Besatzung stellen wollten. Hinzu kam, daß die Nordbadener und Nordwürttemberger inzwischen ganz gut miteinander auskamen. Und last, but not least verlangte die württembergisch-badische Verfassung für die Auflösung des Landes eine Zweidrittelmehrheit im Landtag, die nie zustande gekommen wäre. Wohleb hatte seinen Rückhalt bei den Franzosen mit ihren Rheinbundbestrebungen. Er wußte auch die Mehrheit seiner alemannischen Landsleute hinter sich die vom horror suevicus, oder wie Theodor Eschenburg formulierte, vom „Panschwabismus“ geplagt waren. Man wollte von jeher mit den geschäftstüchtigen Schwaben nichts zu tun haben. Zwischen diesen Antagonismen bewegten sich die jahrelangen Verhandlungen. Reinhold Maier, der von sich meinte, er sei den Altbadenern als „Gott-sei-bei-uns mit Klumpfuß“ verschrien, hielt sich klugerweise zurück und ließ Gebhard Müller, dem Nachfolger von Lorenz Bock, den Vortritt. Von ihm glaubte er, daß er mit seinem CDU-Parteifreund Leo Wohleb eher zu einem Konsens kommen könnte.

Französische Vorbehalte

Gebhard Müller kannte wie Reinhold Maier die Besatzung sowohl der Amerikaner wie der Franzosen. Als Realpolitiker sah er in der Gründung des Südweststaats die einzige Möglichkeit, der ruinierenden französischen Besatzungspolitik zu entkommen. Als er sich für den Südweststaat engagierte, wurde er im Februar 1949 Hals über Kopf aus seinem Urlaub im Allgäu nach Paris beordert. Dort erwartete ihn

der französische Außenminister Schuman mit dem designierten Nachfolger von General König, dem nachmaligen Hochkommissar François Poncet. Gebhard Müller mußte die Gründe für sein Südweststaatsengagement vortragen. Sein Plädoyer attackierte François Poncet in heftiger Weise mit Gegenargumenten: Die Vereinigung der traditionellen Länder sei ein Verstoß gegen das Prinzip des Föderalismus. Die CDU verhalte sich dumm, denn in einem Südweststaat werde sie an der Regierung nicht beteiligt sein. Frankreich brauche an seiner Ostgrenze ein Land, zu dem es Vertrauen haben könne, das sei bei einer künftigen Stuttgarter Regierung nicht der Fall, die Schwaben seien ebenso falsch wie verlogen, er verstehe, weshalb Wohleb gegen den Südweststaat sei. In den Erinnerungen von Reinhold Maier ist nachzulesen, daß François Poncet in seiner Kindheit in Stuttgart zur Schule gegangen ist. Er muß dort sehr schlechte Erfahrungen mit den Schwaben gemacht haben. Seine an Stuttgart anschließende Schulzeit in Offenburg hat er in wesentlich besserer Erinnerung. Schuman beendete nach dieser Attacke von François Poncet das Gespräch mit der knappen Erklärung, François Poncet habe seine ganz persönliche Meinung kundgetan, er als maßgeblicher Außenminister Frankreichs erkläre, die Abstimmung über den Südweststaat könne stattfinden, Frankreich anerkenne jedes Ergebnis, es wünsche lediglich eine faire Abstimmung. Gebhard Müller sagte vor 10 Jahren in einem Rundfunkinterview mit dem Intendanten Prof. Dr. Hans Bausch vom Süddeutschen Rundfunk, dies sei nach seiner Meinung der entscheidende Durchbruch bei der Beseitigung der außenpolitischen Hindernisse gegen den Südweststaat gewesen.

Sonderregelung im Grundgesetz

Inzwischen stand die Gründung der Bundesrepublik Deutschland bevor. Der im Frühjahr 1949 vom Parlamentarischen Rat vorgelegte Entwurf zum Grundgesetz sah in Artikel 29 die Neugliederung Deutschlands vor, die aber erst

nach einem Friedensvertrag, der damals zur Zeit des kalten Kriegs nicht absehbar war, realisiert werden sollte. Da auf deutscher Seite die Verhandlungen festgefahren waren, der amerikanische und französische Militärbefehlshaber auch unterschiedliche Vorstellungen hatten, befaßte sich die Konferenz der 3 westalliierten Außenminister vom 8.4.1949 in Washington mit dem Fall Südwestdeutschland und entschied durch Beschluß, daß die bisherige Regelung – nämlich 3 Einzelstaaten – erhalten bleibe und die Grenzfragen nach Errichtung der Bundesrepublik geprüft werden sollen. Damit war für den Südwesten eine Sonderregelung geschaffen und Drei-Monats-Frist und Friedensvertragsklausel suspendiert. Da ergriff Gebhard Müller die Gelegenheit beim Schopf. Er erreichte kurz vor Abschluß der Beratungen im Parlamentarischen Rat in den ersten Maitagen die Aufnahme eines mit Theodor Eschenburg formulierten Sonderartikels 118 GG. Nach diesem Artikel konnte, wenn eine Vereinbarung unter den 3 Ländern nicht zustande käme, deren Neugliederung nach vorheriger Volksabstimmung durch Bundesgesetz geregelt werden. Der Antrag von Gebhard Müller wurde von Dr. Kurt Georg Kiesinger und allen Vertretern im Parlamentarischen Rat aus Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern mit Nachdruck vertreten. Adenauer akzeptierte diese Sonderregelung zwar ungerne, ihm war an der Bildung des Südweststaats nicht sonderlich gelegen, weil durch die Auflösung von Baden und Württemberg-Hohenzollern im Bundesrat evtl. je 3 CDU-Stimmen verlorengehen konnten.

Unverbindliche Volksbefragung

Nachdem am 23. Mai 1949 das Grundgesetz in Kraft getreten war, begannen die 3 südwestdeutschen Länderregierungen aufgrund der im Art. 118 GG vorgesehenen Vereinbarung auf neue mit Verhandlungen, fanden aber über die Abstimmungsmodalitäten wiederum keinen Konsens. Das Jahr 1949 verstrich, und man traf sich erst wieder im Mai 1950 in Freudenstadt.

Dort einigte man sich schließlich auf einen Kompromißvorschlag von Gebhard Müller, durch eine unverbindliche Volksbefragung den Gesamtstaat oder die Wiederherstellung der alten Länder zur Wahl zu stellen. Die Volksbefragung erfolgte im September 1950 in 4 Abstimmungsbezirken, Nordbaden, Südbaden, Nordwürttemberg und Württemberg-Hohenzollern. Die beiden Württemberg und Nordbaden votierten mit großer Mehrheit für den Südweststaat, während Wohlebs Südbaden mit 60 Prozent dagegen stimmte. In Nordbaden hatten die Heimatvertriebenen für die Mehrheit gesorgt. Aber das Tauziehen ging unvermindert weiter und auch die Konferenzen in Wildbad und Baden-Baden nach der Volksbefragung blieben erfolglos, so daß schließlich Gebhard Müller Ende November 1950 beauftragt wurde, im Namen der 3 Regierungen dem Bundestag, Bundesrat, Bundeskanzler und Bundesinnenminister mitzuteilen, daß die Verhandlungen im Sinne des Art. 118 GG gescheitert seien. Nun war Artikel 118 GG gefragt!

1. und 2. Neugliederungsgesetz

Auf Initiative von Dr. Kurt Georg Kiesinger verabschiedete der Bundestag im Mai 1951 ein 1. und 2. Neugliederungsgesetz, wobei das letztere die 4 Abstimmungsbezirke und dieselbe Fragestellung wie bei der Volksbefragung im September 1950 legalisierte. Leo Wohleb versuchte erneut den Südweststaat zu verhindern und focht das 2. Neugliederungsgesetz vor dem Bundesverfassungsgericht an, obwohl dieses noch gar nicht konstituiert war. Die nach dem Gesetz für September vorgesehene Volksabstimmung mußte deshalb verschoben werden, bis das Gericht die Gültigkeit des Gesetzes, vor allem die Abstimmung in 4 Bezirken, bestätigt hatte. Das war im Oktober 1951, und so konnte endlich am 9.12.1951 abgestimmt werden. Das Ergebnis war bei etwas stärkerer Wahlbeteiligung annähernd gleich wie bei der Volksbefragung 1950. Aber auch jetzt gab Wohleb noch nicht auf. Nun spielte er ganz offen auf Zeit. Er reklamierte die

Neugliederung des ganzen Bundesgebiets nach Artikel 29 GG und Aussetzung der Neugliederung nach Art. 118 GG. Der Bundestag wies diesen Antrag ab.

Verfassungsgebende Landesversammlung

So konnte endlich die konstituierende Sitzung der am 9.3.1952 gewählten verfassungsgebenden Landesversammlung am 25.3.1952 stattfinden, auf der Reinhold Maier zum Ministerpräsidenten gewählt wurde. Im Anschluß daran präsentierte Reinhold Maier sofort sein Kabinett, an dem die CDU nicht beteiligt war, und mit Blick auf seine Taschenuhr stellte er fest, daß nach dem Gesetz um 12.30 Uhr die 3 Bundesländer Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern zu einem Bundesland vereinigt seien. Seine Worte, „Gott schütze das neue Bundesland“, mußte er wiederholen, da sie in den Protestrufen der von der Regierung ausgeschlossenen CDU und im Beifall der Koalition untergegangen waren. Dessen ungeachtet, das Ziel war endlich erreicht. Der neue Staat war gegründet, und man konnte zügig an seinen Aufbau und an die Zusammenführung seiner Teile gehen.

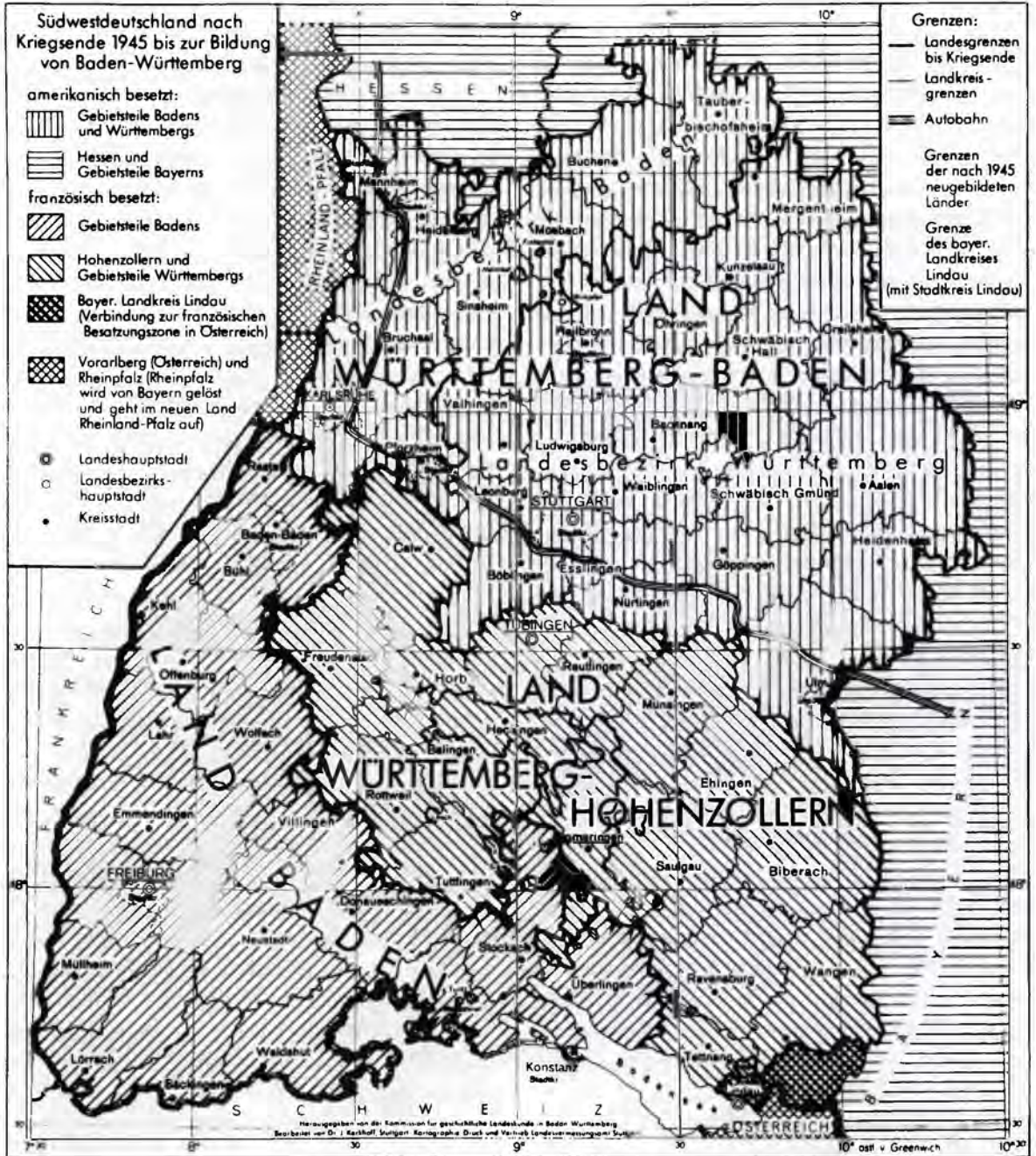
Neue Volksabstimmung

Doch damit war, wie wir wissen, das Spiel immer noch nicht zu Ende. Jetzt zog der Heimatbund Badener Land vor das Bundesverfassungsgericht. Mitten in die Aufbauphase hinein platzte am 30. Mai 1956 das Urteil, das den Badenern ein neues Volksbegehren zubilligte. Im Gegensatz zum 1. Südweststaaturteil bemängelte das 2. Urteil, daß im 2. Neugliederungsgesetz das Durchzählen nach den alten Ländern nicht statuiert worden war. Das Volksbegehren im alten Land Baden wurde bereits im September 1956 mit Erfolg durchgeführt. Eine neue Volksabstimmung war in Baden fällig und dazu ein neues Bundesgesetz. Dieses erging aber erst am 26.2.1970. Sowohl im Bund wie im Land hatte man es aus den verschiedensten Gründen nicht eilig. Je länger das Land zusammenwuchs,

desto weniger war eine Zerschlagung möglich. Der Volksentscheid vom 7.6.1970 in Baden über die Frage, ob das selbständige Land Baden wiederhergestellt werden, oder ob das Gebiet des früheren Landes Baden beim Land Baden-Württemberg verbleiben solle, erbrachte bei einer Wahlbeteiligung von 62,5 Prozent eine

Bejahung des Südweststaats mit 81,9 Prozent, während sich nur 18,7 Prozent für die Wiederherstellung des Landes Baden aussprachen.

Nachdruck (leicht gekürzt) aus der Zeitschrift „Landkreisnachrichten aus Baden-Württemberg 1992“



Die Bilanz „20 Jahre Stadt Villingen-Schwenningen“ ist positiv. Die Stadt hat in dieser Zeit eine gute Entwicklung genommen. Ausgangspunkt ist für diese Beurteilung das Jahr 1972. Damals ist es darum gegangen, zwei in sich gefestigte Städte und weitere neun Dörfer zu einer kommunalpolitischen Einheit zusammenzufügen. Dabei konnte nicht auf die Erfahrungen anderer zurückgegriffen werden. Es mußte originäre Arbeit geleistet werden.

Villingen-Schwenningen war die mit Abstand größte Gemeindereform-Maßnahme in Baden-Württemberg, vermutlich sogar in der gesamten Bundesrepublik Deutschland. Andere Städte sind mit dem Versuch, einen großen Wurf zu wagen, gescheitert. Man denke nur an das Bemühen zur Bildung der „Lahnstadt“, einem versuchten Zusammenschluß von Gießen und Wetzlar.

Wenn man nach den Gründen für das unbestreitbare Gelingen der Neubildung der Stadt Villingen-Schwenningen fragt, dann gibt es deren zahlreiche. Ausschlaggebend war aber sicherlich, daß die gesamte Bürgerschaft in alle Entscheidungen stets miteinbezogen worden ist. Nichts ist über die Köpfe der Menschen hinweg und gegen Mehrheiten geschehen. Dies war für mich stets eine unverzichtbare Voraussetzung für jedwedes Handeln im Einzelfall.

Positiv hat sich auch ausgewirkt, daß alle politischen Kräfte der Parteien und Wählervereinigung – teilweise nach anfänglichem Zögern – sehr bald zur gemeinsamen Stadt gestanden sind. Bereits wenige Jahre nach dem Städte-zusammenschluß hat niemand, der politisch ernst genommen werden wollte, es gewagt, sich öffentlich gegen diese Stadt zu stellen.

Der Grund dafür ist letztlich darin zu suchen, daß die Argumente, die zur Bildung der

gemeinsamen Stadt geführt hatten, überzeugend waren. Die unterschiedliche Entwicklung der Städte Villingen und Schwenningen in zurückliegender Zeit war Geschichte. Sie hatte eher zu einer Vernachlässigung des gesamten Raumes an den Quellen der Donau und des Neckars geführt. Grenzen waren aufgezogen worden, die wider jede Vernunft waren. Sie hatten die Menschen voneinander abgeschottet und sich dem Fortschritt entgegengestellt. Die Gründung des Südweststaates im Jahre 1952 war nur ein erster entscheidender Schritt, der die Voraussetzungen für das geschaffen hatte, was dann 1972 konsequent fortgeführt worden ist.

Seit dieser Zeit sind wir unserm Ziel, der Schaffung eines leistungsfähigen Oberzentrums, ein gutes Stück nähergekommen. Dies gilt insbesondere für die Bereiche Bildung, Kultur, Jugend, Sport, Soziales und Freizeit. Die Entwicklung von Industrie, Handel und Gewerbe hat ebenfalls beachtliche Erfolge zu verzeichnen. Dies kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Ausbau der industriellen Arbeitsplätze noch nicht befriedigt und immer wieder schmerzhaft Rückschläge erleidet.

Die wichtigste Zielvorgabe für die kommenden Jahre sehe ich in der Notwendigkeit, die zentralörtliche Integration der Stadt zu stärken. Der städtebauliche Brückenschlag zwischen Villingen und Schwenningen ist mehr denn je unverzichtbar. Es muß zu einem ehernen Gesetz werden, daß alle Einrichtungen von oberzentraler Bedeutung ihren Standort im Zentralraum finden. Daß gegen diesen Grundsatz bei der Stadthalle verstoßen worden ist, kann nur bedauert werden.

Die Mittelpunktfunktion der Stadt Villingen-Schwenningen hat wesentlich gestärkt werden

können. Sie war 1972 in dieser Form auch nicht annähernd vorhanden. Die Ausweisung als Oberzentrum der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg ist heute kaum noch umstritten.

Es wäre aber vermessen zu glauben, der Ausbau des Oberzentrums sei abgeschlossen. Bei genauem Hinsehen ist diese Entwicklung auch noch nicht annähernd beendet. Dies gilt insbesondere für die Bereiche Bildung und öffentliche Dienstleistungen. Der abschließende Ausbau des Oberzentrums ist eine Aufgabe für Generationen.

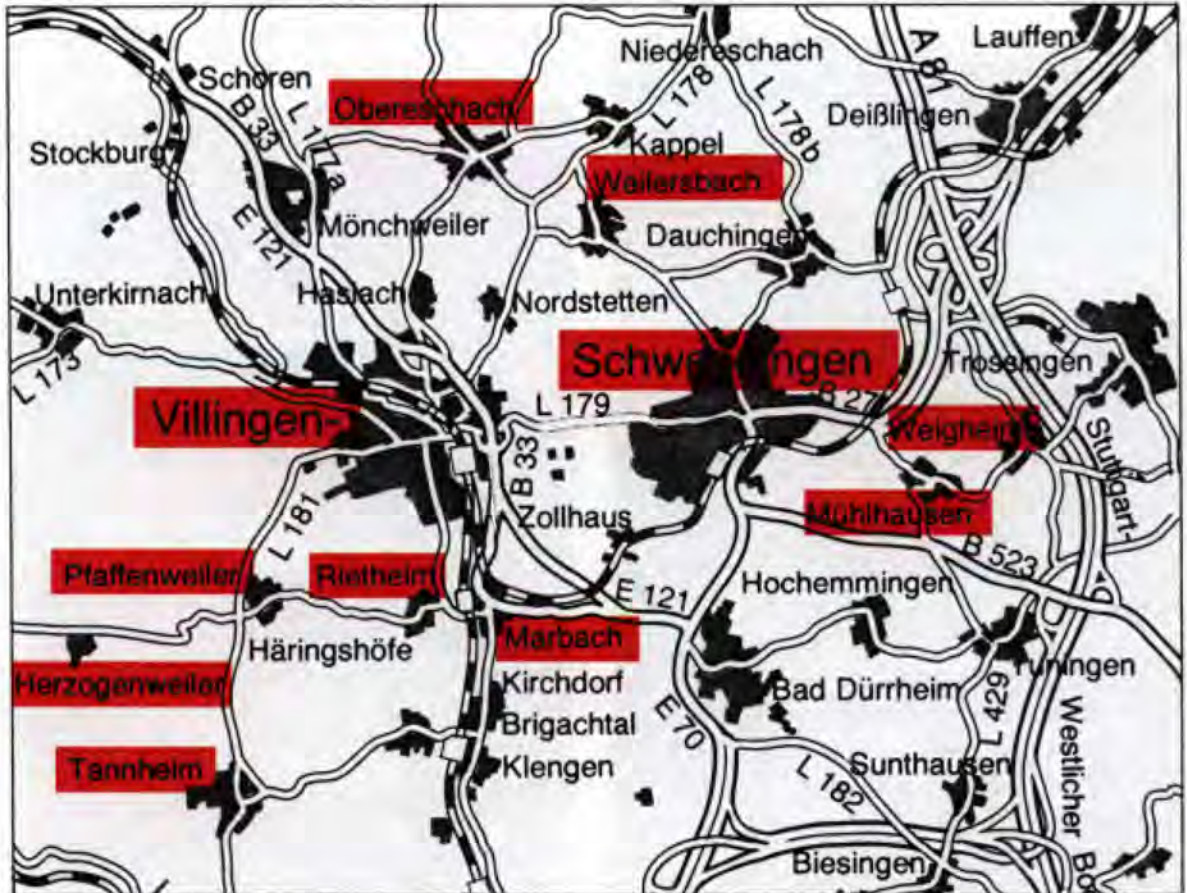
Auch das Land Baden-Württemberg hat eine Vielzahl von guten Leistungen erbracht. Ich denke dabei vor allem an die Hochschulen. Hier ist ein beachtenswerter Einstieg gelungen, der aber keineswegs als abgeschlossen gelten kann.

Gesamtstädtischer Geist ist immer wieder zunehmend anzutreffen. Dieser Eindruck wird überlagert durch Ereignisse einzelner Art, die

mehr als notwendig das Gegensätzliche hervorheben und betonen. Wer sich erinnert, was 1972 an Gemeinsamkeiten vorhanden war, nämlich buchstäblich nichts, der darf zufrieden sein und braucht sich nicht entmutigen zu lassen.

Wir stehen vor einer grundlegenden Neuordnung der öffentlichen Finanzen. Deutsche Einheit und wirtschaftliche Rezession werden dazu führen, daß wir uns von vielen Wünschen verabschieden müssen. Die verbleibende Investitionskraft muß daher vor allem auf die Entwicklung des Zentralraumes konzentriert werden. Wenn wir dieser Erkenntnis nicht folgen, wird die Stadt in ihrer Entwicklung Schaden nehmen.

Es bleibt sicher noch vieles zu tun; aber im Blick zurück sehe ich nicht ohne Stolz auf das persönlich Erreichte und voller Genugtuung auf die Entwicklung der Stadt in allen ihren Lebensbereichen.



Das Villingener Rathaus vor der Renovierung und Sanierung 1992-93

Elmar Fuhrer

Das „Rathaus Villingen“ der Stadt Villingen-Schwenningen besteht eigentlich aus drei Häusern:

1) Das historische Rathaus, in Villingen das „ALTE RATHAUS“ genannt. Es ist am Münsterplatz gelegen und wird zum ersten Mal 1306 erwähnt. Im Verlauf des 15. Jahrhunderts wurde das Alte Rathaus weiter ausgebaut; während in der Innenstadt Villingen die Traufenstellung der Häuser zur Straße üblich ist, steht das Alte Rathaus mit seinem spätgotischen Staffelgiebel zum Münsterplatz (also zur Straße). Ein weiterer Umbau wurde im Renaissancestil 1534-1538

gemacht, wobei der in der Seitengasse (Rathausgasse) vorspringende Treppenbau entstanden ist. Die Bemalung der Giebelseite, auf die heute noch viele Villingener stolz sind, wurde erst Ende des 19. Jahrhunderts gefertigt von Karl Eidt. Sie mußte leider der sehr nüchternen Bemalung bei der Fassadenreparatur in den 30er-Jahren dieses Jahrhunderts weichen. Heute dient das Alte Rathaus als Museum und für Repräsentationszwecke.')

2) Das ehemalige Pfarrhaus der Münsterpfarrei, Haus Nr. 7, ist ebenfalls spätgotisch wie das Alte Rathaus. Dieses Haus wurde im Jahr 1926 von



der Münsterpfarre an die Stadt verkauft, damit die Stadt Villingen ihr Rathaus erweitern konnte; die Münsterpfarre erwarb das Grundstück an der Ecke Kanzleigasse-Kronengasse zum Bau eines neuen Pfarrhauses (Vergleiche hierzu Jahresheft XVI des G H V, S. 12, Bild des Münsterplatzes vor dem Tausch der Grundstücke!).

3) Der nördliche Teil des Rathauses von Villingen ist ein Barockgebäude, Hausnummer 8 am Münsterplatz. Es wurde Ende der 20er-Jahre mit dem früheren Pfarrhaus vereinigt und umgebaut. Verursacht durch die total desolaten technischen Einrichtungen wie Heizung, Sanitär- und Elektroinstallation und im Hinblick auf die neu zu installierenden EDV-Anlagen entschloß sich die Verwaltung und mit ihr der Gemeinderat, die zwei Gebäudeteile zu sanieren. In enger Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt in Freiburg (Dr. Leusch und Dr. Jakobs) wurden 1988 durch Restauratoren im ganzen Objekt Voruntersuchungen durchgeführt. Dabei ergab sich, daß es keine zusammenhängende formale und stilistische Fassung gibt. Bei der letzten umfassenden Renovierung in den 20er-Jahren wurde eine damals übliche sparsame Fassung gefunden mit dem optischen Ergebnis der imitierten Holzmaserung.

1988 wurde durch den Restaurator eine Musterachse durch den barocken Hausteil angefertigt mit dem Ergebnis, daß diese Art einer imitierten Holzmaserung für ein Rathaus nicht befriedigend ist und in keiner Weise den Ansprüchen eines Repräsentativbaues, wie es ein Rathaus nun eben einmal sein soll, entspricht.

Nachdem nun der Gemeinderat sich durchgerungen hatte, das Rathaus zu sanieren, konnten ab Januar 1992 behutsam weitere grundlegende Voruntersuchungen vorangetrieben werden. Dadurch, daß das gesamte Rathauspersonal vorübergehend in das alte Landratsamt am Kaiser-ring umziehen konnte, war es möglich geworden, daß sämtliche Verkleidungen an Decken und Wänden abgenommen wurden und es zeigte sich ein klares Konzept der beiden Hausteile.

Das sogenannte alte Pfarrhaus, also der südliche

Teil des Rathauses, war ein schlichter Massivbau, der in den letzten Jahrhunderten verschiedene, nicht mehr nachvollziehbare Eingriffe überleben mußte. **Es ergaben sich jedoch zwei sensationelle Funde, die sehr bedeutend für die Villingener Stadtgeschichte sein können:**

1) Der von verschiedenen sachkundigen Bürgern und Fachleuten vermutete Übergang vom ehemaligen Pfarrhaus, jetzt Rathaus Nr. 7, zum alten historischen Rathaus (Ratssaal) muß tatsächlich bestanden haben, da in der Südwestecke im ersten Obergeschoß ein herrliches Gewände (Renaissance) zum Vorschein kam. Dies bestärkt die Vermutung, daß tatsächlich ein Übergang vorhanden war; damit ist auch zu klären, daß der sogenannte Wehrgangansatz an dieser Stelle vorhanden ist.

Es kann daraus gefolgert werden, daß die Münsterpfarrer somit einen trockenen Zugang in das Rathaus und durch dieses zur ehemaligen



Tür-Gewände vom Pfarrhaus zum Rathaus



Herrenstube hatten, bei welcher die gehobene Klasse der Villingener Bürger – ehrsame Müßiggänger genannt – sich in der Stube traf (siehe auch Artikel von Wolfgang Bräun in diesem Heft und den Hinweis auf der Wappentafel am Haus Rietstraße 20!).

2) Bei Abnahme der Verkleidung im sogenannten Barockhaus Münsterplatz 8 im zweiten Obergeschoß kam der Nordgiebel des alten Pfarrhauses in Renaissance-Quaderbemalung zum Vorschein. Diese Fassadenmalerei wird durch den Restaurator dokumentiert, konserviert und restauriert. Der Fund dieser Wandmalerei ist ein klarer Beweis dafür, daß das Pfarrhaus bis zur Barockzeit das einzige Gebäude gegenüber der Münsterfassade zwischen Rathausgasse und Kanzleigasse war.

Im sogenannten Barockbau Münsterplatz Nr. 8 kamen bei der Wegnahme der ominösen Verkleidungen weitere Barocktäfer zum Vor-



Das „Lüsterwüble“ hängt seit Jahrzehnten im Sitzungssaal des Alten Rathauses. Ursprünglich schmückte es das „Festsälchen“ der Herrenstuben-Sozietät.

schein, die alle wieder gerichtet und ergänzt werden. Ebenso wurden in verschiedenen Räumen sogenannte „Villingener Parkettböden“ gefunden, die teilweise restauriert und ergänzt werden.

In Bezug auf den Fund der Nordfassade altes Pfarrhaus, jetzt Rathaus Münsterplatz Nr. 7, ergeben sich für die Geschichte Villingens viele interessante Befunde, die sich weitgehend auf die Renaissancezeit beziehen, in der Villingen eine bedeutende und auch optisch zum Ausdruck kommende Stadt war. „Optisch“ soll heißen: Die Hausfassaden und Wandmalereien im Innern hatten eine hohe Bedeutung und sind vergleichbar mit anderen bedeutenden Städten. In Villingen ist eine ganze Reihe solcher Beispiele aufzuweisen, bei denen unter dem neueren Putz alte Wandgemälde zu Tage kamen: Siehe z.B. Brunnenstr. 42 Haus Muhle, Rietgasse 4-16, Abt Gaiser-Haus beim Benediktiner, Glunkenhaus Färberstr. 64, Rietstr. 31, Rietstr. 11 und das historische Rathaus.

Quellennachweis:

Paul Revellio, Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen

Quadermalerei am Nordseite-Außengiebel des ehemaligen Pfarrhauses (jetziges Rathaus, Nr. 7)



Die „Herrenstuben-Sozietät“ in Villingen

Wolfgang Bräun

Urlaub, Ferien, Dolce Vita, Vakanz, Freizeit, Muße, Nichtstun – wer hat nicht Gefallen an solchen Zeiten, in denen trotzdem so allerhand passieren kann, und die nicht nur nach Ansicht der Werbeexperten zu den schönsten des Lebens gehören. Doch diese Einstellung ist nicht nur in der Neuzeit die des abhängig Arbeitenden, die der Lehrer und Schüler, die der Touristen oder ihrer Gastgeber. „Ehrsamer Müßiggang“ war in Villingen, einer Stadt mit mittelalterlicher Zunftverfassung, schon im 15. Jahrhundert die Betätigung derer, die nicht von ihrer Hände Arbeit, nicht vom Handwerk oder dem Handel lebten, sondern von ihren Renditen oder sonstigen Einkünften. Diese Mitglieder der „Herrenstuben-Sozietät“ waren jene Honoratioren der Stadt, die in deren Verwaltung selbst keine überragende Rolle mehr spielten, und die aus ihrem ursprünglichen Stadtre Regiment von einigen wenigen Geschlechtern verdrängt worden waren. Grafen und Edelleute, kirchliche Herren, Magistrat und Geistlichkeit der Stadt stellten den Kreis dieser ganz besonderen Zunft.

Ihr Haus stand in der Rietgasse, dort wo heute mit Fotoartikeln, mit der Dienstleistung eines Frisérs oder mit Versicherungen und Schreibbüro Umsatz gemacht wird. Ganz früher, die Senioren werden sich daran erinnern, wurde dort durch die Kaufleute Hebsacker und Bauer mit Lebensmitteln gehandelt und schließlich nutzte auch die Volksbank in den 70er- bis Mitte der 80er-Jahre den Um- und Neubau des früheren „Herren-Hauses“.

Die Geschichte der Müßiggänger und ihres Lokals ist bemerkenswert – bis ins Jahr 1828. Seither ist es lediglich Wohn- und Geschäftshaus. Vordem aber war es ein Ort der vornehmen Geselligkeit, zu der sich auserwählte Bürger

zusammenfanden. Das Haus stand im Besitz und Eigentum der Gesellschaft und war auf seiner Rückseite über einen Zugang mit dem Alten Rathaus verbunden.

Im oberen Stock nutzte man ein „Festsälchen“, wovon die höheren Fenster und ein Mobiliar-Verzeichnis Auskunft gaben. Zu den Kostbarkeiten gehörte auch das „Lüsterweibchen“, das seit vielen Jahrzehnten im Rathaussaal hängt, ein Sofa mit Wappenschmuck und jede Menge Wappenscheiben, die von den Bürgermeistern und Adeligen gestiftet wurden. Durch sie wurde die Mitgliedschaft ausgedrückt und man wies dadurch auch die honorable Stellung und Herkunft aus.

Von den vielen bedeutenden Gästen, die im Laufe der Jahrhunderte nach Villingen kamen, Grafen, Kaiser, Kriegsherren, Deputierte und geistliche Würdenträger, waren die meisten wohl Logierbesuch bei der Johanniterkommende oder den örtlichen Klöstern – Kaiser Maximilian war jeweils Gast der Franziskaner –, doch ist anzunehmen, daß alle jeweils auch zu einem Umtrunk in die „Herrenstube“ geleitet wurden.

Vom Chronisten Heinrich Hug erfährt man, daß Wilhelm von Fürstenberg 1514 „uff die alt fassnacht“ die Herren der Stube zu einem Karpfenessen eingeladen hatte. Des Fürsten Bruder Friedrich stiftete 1525 einen „mechtigen Hirsch“ und bittet zur Tafel. Zu der Abendgesellschaft, die mit einem Tänzchen endete, habe der Graf seine Mutter, das 'Ehegesponst', seine Kinder und etliche Begleiter von Adel mitgebracht.

Schließlich feierte man in der Rietgasse auch die glücklich überstandenen Gefahren der Bauernkriege, worauf der Rat der Stadt der Herrenstube eine besonders hohe Geldspende machte.

In seinem Tagebuch berichtet Abt Gaiser für das Jahr 1632 von der Schlichtung im Streit der Klöster St. Georgen und St. Blasien mit der vorderösterreichischen Regierung. Ort der neuen Abmachung über die Kontributionsabgabe: die Herrenstube.

Ein Festmahl mit anschließendem Feuerwerk an einem der Bäche in der Rietstraße markierte den in Rastatt geschlossenen Frieden mit Ludwig XIV. im Jahre 1715.

Das Haus in der Rietstrasse hatte jedoch nicht nur gesellschaftlichen sondern auch materiellen Wert: vier Stockwerke und ein gewölbter Keller machten nach einem Brandversicherungskataster aus dem Jahre 1766 geschätzte 1.000 Gulden aus. Das benachbarte Haus des Stubenknichts und Wirtes Josef Harscher wird auf 200 Gulden bewertet.

Als die Verwaltungsreform unter Kaiserin Maria Theresia die Zahl der Ratsmitglieder verringerte, verblaßte wohl auch der Glanz der Herrenstube-Sozietät. Auch der Adel siechte dahin: mit dem Tod des letzten Ifflingers von Graneck, einem in Villingen ansässigen Geschlecht mit Gütern um Niedereschach, war auch der Adel ausgeschaltet.

Als Villingen 1806 an Baden kam, als Selbstverwaltung und Gericht dem Rathaus genommen wurden und der Gemeinderat dem Bezirksamt unterstellt wurde, war die Zunftstube kein Ort mehr für lokalpatriotischen Stolz. Schatten fiel auf die Sozietät, als der Präses Benediktinerabt Anselm Schababerle 1810 verstarb.

In der neuen, großherzoglichen Gesellschaftsordnung hatte man kaum noch Verständnis für die Statuten der Bruderschaft aus dem Jahre 1442. So fand man 1829 Ersatz mit der Gründung eines „Leseverein“. Dieser wurde später zur 'Museumsgesellschaft', die auch gesellige Veranstaltungen abhielt.

Das Haus kam 1830 in private Hand und gehörte nach 1845 dem „Ochsenwirthsherrmann“ Hermann Ummenhofer. Er war leidenschaftlicher Zeichner historischer Soldateska und Maler von Motiven in Öl, die nach seinem Tod 1897 versteigert wurden.



Infotafel am Haus Rietstraße 20

Von 1862 bis 1873 betrieb Hermann Höhler die von Ferdinand Förderer betriebene Buchhandlung im früheren Zunfthaus.

*Ein Wortspiel machte um 1870 unter den Villinger Kindern die Runde:
„Hinter's Hermann Höhler's Hus
hät mer hundert Hase höre huschte“.*

Wie auch heute wieder, machte danach ein Frisör seine Geschäfte: Barbier Schirmeier eröffnete eine Rasierstube.

Als das Haus schließlich 1897 versteigert wurde, wollte es der Gewerbeverein kaufen.

Doch mit 1.000 Mark überbot Uhrenfabrikant Leopold King die Kaufleute. Er zahlte 28.000 Mark. Nach dem Umbau eröffnete Frau King einen Laden für Obst und Gemüse, den schließlich der Schwiegersohn Hebsacker und danach dessen Tochter mit Familiennamen Bauer bis Mitte der 60er Jahre weiterführte. Viele Jahre war dann das Haus der früheren Sozietät das der Geldgeschäfte ... und der Renditen. Grad so wie nach 1442, als die Müßiggänger von Zins und Zinseszins lebten ...

Die Vielfalt der Ordenstrachten im alten Villingen

Anmerkungen zu einem Skizzenbuch aus dem Kloster St. Ursula

„Kleider machen Leute!“ Heutzutage belegen die Dimensionen der Konfektionsabteilungen der Kaufhäuser, die Vielzahl der Modehäuser, Boutiquen, Jeans Shop's und Ateliers die Tatsache, daß auch der moderne Mensch seine (Ver)Kleidung liebt und viel Geld und Interesse dafür aufwendet.

In früheren Jahrhunderten waren sicher die Wäschetrogen und Kleiderschränke viel sparsamer dimensioniert, aber das Erscheinungsbild der Menschen auf den Straßen war nicht weniger differenziert und bunt. Das verdankte man der erfindungsreichen Emsigkeit der Meister und Gesellen der Schneider-, Kürschner-, Hutmacher- und Schuhmacherzunft, der Weber und Tuchhändler, der Färber und Gerber; auch die Putzmacherin sei nicht vergessen. Uralte Verkehrswege dienten dem Handel mit Seide und wertvollen Stoffen.

Es waren im täglichen Leben die sozialen Schichten leicht erkennbar, ja, Beruf und Stand waren am Gewand sicherer ablesbar als heute: Männer und Frauen, Adel und Bürger, Scholaren, Studenten und Professoren, Landsknechte, Soldaten und Offiziere, Ratsherren und Mitglieder der Zünfte, Bauersleute, Fuhrmänner und Vaganten und nicht zuletzt Kleriker und Ordensleute waren durch Stat, Häs, Uniform, Tracht, Robe, Kutte, Ornat oder Talar für jedermann identifizierbar (wer einer war, trug auch das Narrenkleid).

All das ist belegt in Geschichtsquellen, in der Literatur, ist gemalt auf Ahnengalerien, auf Gemälden, auf Motivbildern, in Stifterfiguren auf Altären, ist geschnitzt auf Zunftladen, in Stein gehauen auf Grabmälern und gesammelt in Museen für Volkskunst und Trachten.

Ein interessantes Dokument für die Kleidung des

geistlichen Standes liegt im Archiv des Klosters St. Ursula: Ein ohne Einbanddeckel gebundenes Skizzenbuch, undatiert und unsigniert, wohl aus dem Ende des 16ten Jahrhunderts stammend. Es handelt sich um 93 Blätter im Format 14 x 19 cm. Jedes Blatt trägt nur eine Figur. Kunstvolle, sorgfältig alle Einzelheiten berücksichtigende Tuschezeichnungen bilden somit einen Katalog aller Stufen der kirchlichen Hierarchie vom Papst bis zum Diakon. Dann folgen Äbte, Äbtissinnen, Nonnen und Mönche nahezu aller damals bekannter Ordensgemeinschaften. Exakt sind der Schnitt der Kleider, die Insignien des Amtes, aufgenähte Symbole und Attribute dargestellt.

Die Künstlerin oder der Künstler sind unbekannt, aber ich vermute, daß eine talentierte Klarissin diese „Bilderbogen“ gezeichnet und zu einem Sammelband gebunden hat. War das lediglich eine Liebhaberei? Sollte es ein Nachschlagewerk ergeben? War das als Anschauungsmaterial gedacht für die Unterweisung der Novizinnen, um sie über die Mannigfaltigkeit und Unterschiedenheit der geistlichen Gemeinschaften zu unterrichten?

Die Liebe zum Detail und die Akribie der Ausführung verraten jedenfalls die Freude der Künstlerin an den oft geradezu pittoresken Gestalten auf dem Papier und wohl auch ihren Stolz und ihre Freude an den lebendigen Persönlichkeiten, denen sie in geistlicher Tracht in der Stadt begegnen konnte, wo die strenge Ordnung der Klausur einen Ausgang in die Öffentlichkeit gestattete.

Trotz der radikalen Cäsur, die die Säkularisation zu Anfang des 19ten Jahrhunderts über das Leben der Klöster gebracht hat, sind die Orden nicht untergegangen. Viel seltener zwar als im

Mittelalter oder in der Barockzeit, aber immerhin, man begegnet hie und da einer Ordensfrau oder einem Ordensmann in geistlicher Tracht. Das neue kath. Kirchenrecht von 1983 bestimmt: Die Mitglieder der Orden sollen ihr Ordenskleid tragen als Zeichen der Weihe und Zeugnis der Armut.

Aber nach wie vor gilt das alte Sprichwort: „Die Kapuze macht noch keinen Mönch!“ Nicht das äußere Erscheinungsbild, die innere Haltung ist entscheidend bei der Beurteilung einer Person. Aus diesem Grund war eine Kleiderordnung im frühen Mönchtum ganz unerheblich, und kirchliche Regelungen für das Aussehen einer bestimmten Ordensgemeinschaft sind erst für jüngere Gemeinschaften belegt.

Die Vorläufer des Mönchtums waren die Asketen in der ägyptischen Wüste. Ihr Kennzei-

chen war höchstens der Mantel, wohl ein einfaches Tuch. Das erinnert an die alttestamentliche Tradition des vor allem bei Elias erwähnten Prophetenmantels. Der Vater des abendländischen Mönchtums, Benedikt von Nursia (480-547), behandelt in seiner bis heute gültigen „Regula“ die Kleiderfrage folgendermaßen:

„Die Kleider, die den Brüdern gegeben werden, seien der Lage und dem Klima des Wohnorts angepaßt; denn in kalten Gegenden braucht man mehr, in warmen dagegen weniger. Der Abt soll dies also weise in Rechnung ziehen. Wir sind aber der Ansicht, in einer Gegend mit mittlerem Klima reiche für jeden Mönch eine Kukulie (Kapuze) und eine Tunika aus; die Kukulie sei im Winter dickwollig, im Sommer dünn oder abgetragen. Dazu komme das Skapulier für die

Abt



Abt



Arbeit und als Fußbekleidung Strümpfe und Schuhe. Über die Farbe des rauhen Stoffes von all dem sollen sich die Mönche nicht aufhalten; die Kleider seien vielmehr so, wie man sie in jenem Lande vorfindet oder wohlfeil beschaffen kann.

Der Abt Sorge für das richtige Maß, damit die Kleider denen, die sie tragen, nicht zu kurz seien, sondern gut passen. Wer neue Kleider erhält, soll die alten immer gleich zurückgeben, damit sie in der Kleiderkammer für die Armen aufbewahrt werden. Denn für den Mönch genügt es, zwei Tuniken und zwei Kukullen zu haben

wegen der Nacht und um sie waschen zu können. Was darüber ist, muß als überflüssig entfernt werden. Auch die Fußbekleidung und überhaupt alles Alte sollen sie abgeben, sobald sie Neues bekommen. Brüder, die auf Reisen geschickt werden, erhalten aus der Kammer Unterkleider. Nach ihrer Rückkehr geben sie diese gewaschen wieder ab. Auch sollen die Tuniken und Kukullen etwas besser sein, als man sie gewöhnlich trägt; sie erhalten sie bei ihrer Abreise aus der Kleiderkammer und geben sie bei der Heimkehr wieder zurück.“ (Aus Kapitel 55 der regula sancti Benedikti).

Savignier.

69



St. Maurus Statisten.

70



Die ursprünglich ganz auf Einfachheit und Zweckmäßigkeit ausgerichtete Kleidung der Mönche bekam dann im Verlauf der Zeit auch symbolische Bedeutung. Mit der Einkleidung beginnt das Ordensleben. Das Gewand wird geweiht. Es ist ein Ehrenkleid, es ist mit dem Taufkleid vergleichbar, es wird auch mit einer Rüstung verglichen gegen den bösen Feind. Der Mönch wird auch in seinem Ordenskleid begraben.

Die Frauenorden haben sich in alter Zeit stark an die Männerorden angeglichen. Das eigentliche Zeichen der Gott geweihten Frauen war und ist der Schleier.

Die vielfältigen Aufgaben, die Männer- und Frauenorden in der Seelsorge, im Unterricht und auf sozialem Gebiet heute übernommen haben, machte eine Vereinfachung der Kleiderordnung notwendig. Wo heute eine Ordensfrau, ein Ordensmann oder ein Priester im Straßenbild erscheinen, da fallen sie nicht auf, bleiben aber klar erkennbar.

Stenbrüder.

Bischofsbrüder.

64



Benedictiner.

16



Hartes Brot ist nicht hart - gar kein Brot ist hart! Dies war sicherlich der Grundgedanke, weswegen die Müller und Wirte draußen auf dem Lande im Mittelalter als die Wohlhabendsten und Einflußreichsten galten. So trifft dies auch in der Stadt Villingen zu. Hier lebten die Müller nach einem besonderen Recht, dem „Müllerrecht“. Obwohl außerhalb der Stadt liegend, galten sie nicht als Ausbürger, sondern als Vollbürger, und der Boden der Villingener Mühlen wurde behandelt wie wenn er in der Stadt gelegen hätte, obwohl er bis zum 16. Jahrhundert unter der Gerichtsbarkeit der Grafen zu Fürstenberg stand. Die außerhalb der Stadt wohnenden Müller (Korn-, Öl-, Rinden- und Sägmüller) gehörten zu der bedeutenden Bäckerzunft. Die gewöhnlichen Bürger durften damals nur im Mantel und Hut vor dem Rat der Stadt erscheinen, dem Müller war es allein gestattet, in seiner Arbeitskleidung, dem Sack unter dem Arm, vor den Rat zu treten.

Im Jahre 1358 erließ der Rat der Stadt eine Mühlenordnung, eine der ältesten des Landes; darin wird u. a. bestimmt, daß jede Mühle nur zwei Teilhaber haben darf. Jeder Müller und Mahlknecht mußte vor dem Mahlen schwören, nicht mehr zu nehmen, als ihren bestimmten Lohn; auch die Frau des Müllers mußte schwören. Damals bestand auch eine Aufsichtsbehörde. Zwei Beamte wurden am Tag der Sonnwend bestellt, sie mußten schwören, alle Verstöße gegen die Müllerordnung zu rügen, später heißen sie Zargenbesetzer. In der Mühlenordnung wird die Größe der Zargen festgelegt. Auch die Viehhaltung der Müller wird bestimmt. Eine Mühlenordnung vom 19.10.1680 verbietet den Müllern den Verkauf von Weißmehl und Grieß, sie verlangt, daß der Müller „gute

Knechte anstelle und keine Roßbuben, die nur zum Schaden mit ander Leut gut umgehen“. Der Müller darf keine Mastschweine halten und nur ein Mutterschwein und zwei Schweine im Jahr. Vom Geflügel ist ihm erlaubt: ein Guller und zwölf Hennen, Gänse und Enten zu halten ist ihm verboten. Die Zahl des erlaubten Großviehs wird für jeden durch Protokoll festgelegt. „Wenn einer mehr Rosse hält als durch das Protokoll erlaubt, so muß er für jedes dieser Rosse zwei Kühe wegtun, zwei Schafe gelten für eine Kuh“. Immer wieder hatten die Müller gegen jene Beschränkung ihrer Viehhaltung angekämpft, die der Rat verfügt hatte.

Gegen die wachsenden Eingriffe des Rats wandten sich die Müller – 14 Meister und Knechte – durch ihren berühmt gewordenen Auszug nach Hüfingen am 6. Oktober 1522, weil sie sich, gegen eine Verordnung des Rates, der im Interesse der Kunden eine Einschränkung der Vieh- und Geflügelhaltung verlangte, wehrten. Der Chronist Heinrich Hug schildert uns anschaulich den Verlauf dieses Müllerstreikes. Da der Rat die vier Müller aus Oberndorf als Streikbrecher kommen ließ, so mußten sich die Müller unterwerfen. Sie wurden eingesperrt und mußten 2 Jahre die ansehnliche Summe von 200 fl. bezahlen. Daß der Rat nicht mit sich spaßen ließ, zeigen die im Stadtarchiv noch erhaltenen Urfedebriefe der Müller.

Während des 30jährigen Krieges wurden auch die außerhalb der Stadt liegenden Mühlen in Mitleidenschaft gezogen.

Am 17. September 1638 war eine der südlich der Stadt gelegenen Mühlen (unteren Mühlen) Zeuge eines glänzenden Schauspiels. Der kaiserliche General Graf Götz hielt eine Heerschau ab auf einem der Stadt benachbarten Hügel,

HEINRICH HUGS VILLINGER CHRONIK

VON 1495 BIS 1533

VON

DR CHRISTIAN RODER

PROFESSOR AM REALGYMNASIUM IN VILLINGEN.

[129b] Item uff sant Fidentag [6 Oct.], was uff ain zinstag ⁴, früg am morgen luffend die miller hie ze Villingen allgemainlich hinweg, maisster und knecht, und warend der maister 14, und fermaintend mit irm bossen stürmenen, ain raut zü zwingen, wie sy wolten, und zugend gen Illfingen, da zartten sy uß gemainem seckel. Uff solich schrib ain raut den von Oberdorff umb miller; die schickten unns 4 miller, die fersachend uns mit mallen. Also schraib her Cünrat von Schelberg für die miller und batt für sy, dan sy hattend gantz unredlich gehandelt. Also schrib im ain raut wider hinuß ge Illfingen: wer sy hett heißen hinweg gon, der solt sy haisen wider kon.

[130a] Uff solichs legend die miller 18 tag mit großem kosten zü Illfingen, ferzarten 40 g. Also schraib her Cünrat von Schellenberg bittlich aber für sy; do schraib ain raut im wider hinuß: sofer die miller allgemainlich in ains ersamen raut strauß gingen, so wolt ain raut sy burgerlich straffen. Also kamend sy an sant Simon und Judeabend [27 Oct.], was an ain samstag ¹, her. Do samlat man ain raut und hiß sy ire tegatt ² uff den tisch legen uff dem rauthus. Das tetten sy, und hie 4 legen [sy] in das Bieckenkeßid, 4 in das Oberkeßid ³ und 4 in das Niderkeßid; und warend noch 2 mit hie, die komen och trin. [130b] Und mornantz uff sonntag uff Simon und Jude hattend die armbrostschitzen ain gesellenschießen uß laußen schriben mit den iben ⁴ allenthalben unssern nachbarn. Also kam grauff Fridrich von Fürstenberg, juncker Burckat von Schellen[berg], der von Büch, Jos Minch und sunst vill edel lut; desgelich von Rottwill, von Hussen ⁵, von Wolfach und andern steten. Und gab man allen schitzen ain erlich nachtmal uff dem rauthus; und warend der schitzen, die schusend 72, und was ain froliche, erliche gesellschaft mit spillen, mit tanzen und mit allen freden, und gab ain raut frig ain gab: 3 ein wis und rot linsch ⁶ tüch den schitzen. Also kan das besst gen Gissingen. [131a] Und moretz am gütemtag [27 Oct.] do lut man früg zu raut; also herschneid der miller wiber alle for raut, hatten für ire man, desgelich grauff Fridrich, und die andren edellut hätten och für die miller. Also ward der raut rettlich und leit den millern gemainlich ain strauß uff, das sy sich ferscribend, dem raut zü geben fon irs abtrittz wegen zway hundert guldin in 2 jaren.

Vill. ratsprotokoll. 3 == soldo. 4 Der S. Fidentag 1522 war ein montag.

1 Samstag war der dritte tag vor S. und Juda. 2 Degen. 3 D. i. auf dem obern thurm. 4 Bogen aus eibenholz. 5 Hausach. 7 Linnen.

Kurzer Streit zwischen Stadt und Müllern im Jahre 1522.

Auszug aus HEINRICH HUGS CHRONIK von 1495 bis 1533, herausgegeben 1883 von Dr. Christian Roder:

Ebenso auf St. Fidentag (6. Oktober), es war ein Zinstag, liefen früh am Morgen die Müller hier zu Villingen alle weg, Meister und Knecht; es waren 14 Meister, und sie meinten, mit ihrem bösen Benehmen einen Rat (Stadtrat) zu zwingen, wie sie wollten. Und sie zogen gen Hüfingen, da zehrten sie aus gemeinsamen Säckel. Deshalb schrieb der Rat denen von Oberndorf um Müller; diese schickten uns vier Müller, die uns mit Mehl versorgten. Also schrieb Herr Konrad von Schellenberg für die Müller und bat für sie, denn sie hatten ganz unredlich gehandelt. Darauf schrieb ihnen der Rat wieder hinaus nach Hüfingen: Wer sie geheißten hat hinweggehen, der solle sie auch wieder kommen heißen!

So waren die Müller 18 Tage lang mit großen Kosten in Hüfingen, sie verzehrten 40 Gulden. Da schrieb Herr Konrad von Schellenberg ein Bittschreiben für sie, darauf schrieb ein Rat ihm wieder hinaus: Sofern die Müller allgemein in eines ehrsam Rates Strafe gingen, so wollte der Rat sie bürgerlich bestrafen. Und so kamen sie an St. Simon und Juda abends (27. Oktober), es war an einem Samstag, her.

Da versammelte sich der Rat und hieß sie ihre Degen auf den Tisch im Rathaus zu legen. Das taten sie und ihrer 4 wurden in das Bickenkefid (Kefid=Käfig=Gefängnis), 4 in das Oberkefid und 4 in das Niederkefid gelegt; und 2 waren noch nicht hier, die kamen auch noch hinein.

Und morgens auf den Sonntag auf Simon und Juda hatten die Armbrustschützen ein Gesellenschießen ausschreiben lassen mit den Eibenholzgewehren, allenthalben bei unsern Nachbarn. Da kam Graf Friedrich von Fürstenberg, Junker Burkhard von Schellenberg, der von Buch, Jos Minch und sonst viel edle Leute, desgleichen von Rottweil, von Hausach, von Wolfach und andern Städten. Man gab allen Schützen, die schossen, und es war eine ehrlich, fröhliche Gesellschaft mit Spielen, mit Tanzen und mit allen Freuden und der Rat gab ein Geschenk frei, 3 Ellen weißes und rotes Linnen - Tuch an die Schützen. So kam das Beste (= der Gewinn) nach Geisingen.

Und morgens am Montag (27. Oktober) lud man früh zum Rat; es erschienen alle Frauen der Müller vor dem Rat, baten für ihre Männer, ebenso baten Graf Friedrich und die andern Edelleute für die Müller.

Da wurde der Rat rätlich (= der Rat hat getagt) und legte den Müllern allgemein eine Strafe auf, sodas sie versprechen mußten, dem Rat für ihren Weggang zweihundert Gulden in 2 Jahren zu geben.

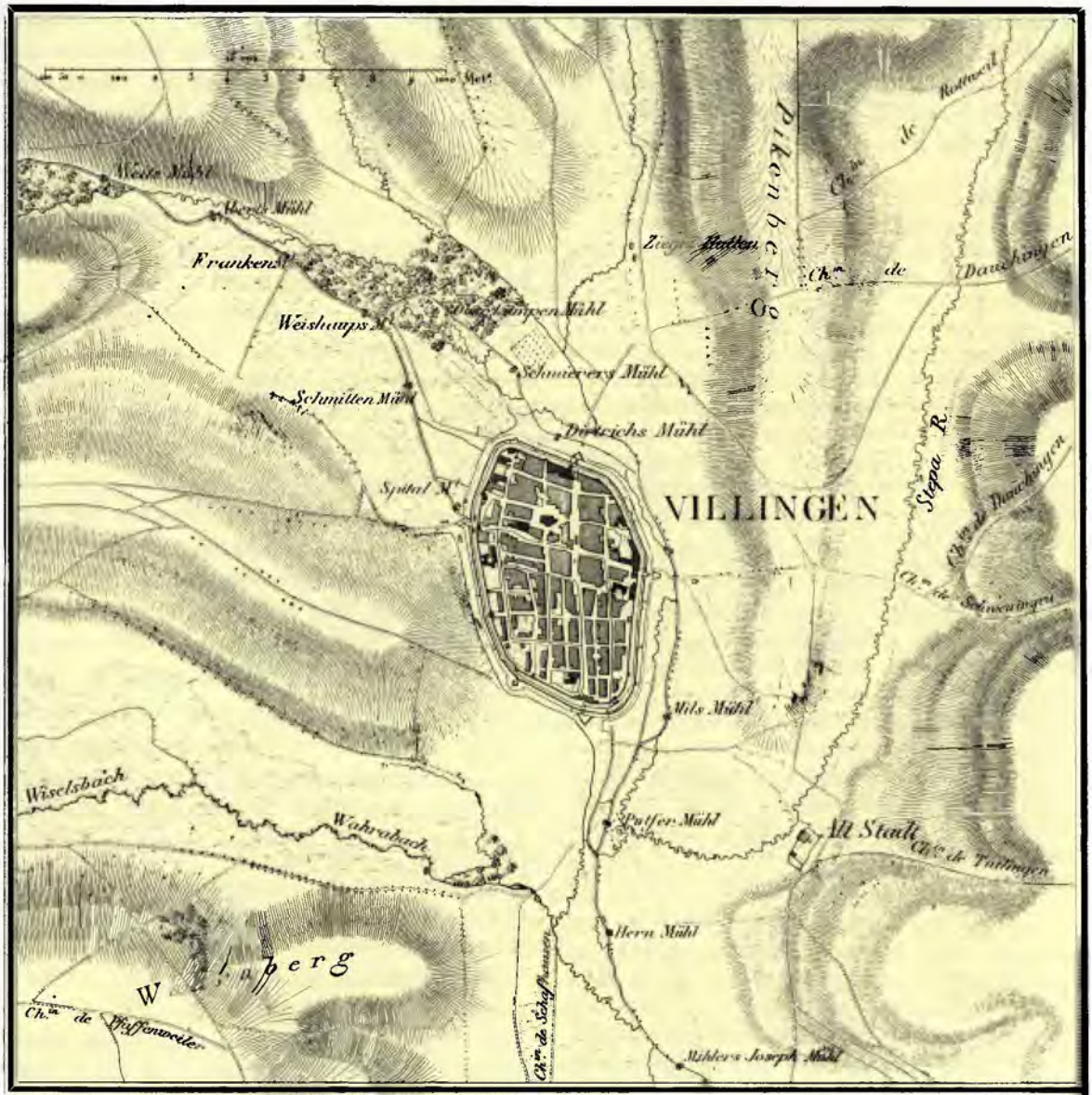
darauf fand in einer der Mühlen ein Frühstück statt, an dem u. a. die Grafen Wratislaus und Albrecht zu Fürstenberg und der Oberst von Leyen teilnahmen. Auch der Stadtrat war zur Begrüßung erschienen, ebenso der Großprior des Johanniterordens Hermann von Thann und der Abt Gaiser, auch der Oberst Schauenburg, der Vorgesetzte und Gönner Grimmelschhausens, des Dichters des Simplizissimus.

Ebenso wichtig wie die Mühlenordnung war die Wasserordnung, diese war bei der Vielzahl der Wasserwerke entlang der Brigach notwendig. Die älteste bekannte Wasserordnung wurde im Jahre 1547 vom Rat der Stadt erlassen. In der Wasserordnung von 1681 wurden auf der Gemarkung 23 Wasserwerke gezählt. Die Wasserordnung von 1447 enthält schon genaue Vorschriften für die Wasserweitergabe vom obersten Werk bis zum untersten. Auch die Eichmarken wurden festgelegt und jährlich kontrolliert. In besonders trockenen Sommern führten die Bäche häufig nicht genug Wasser, und es entstand durch Wassermangel ein zusätzliches Gefahrenmoment. In solchen Fällen setzte der Rat kurzerhand die oberhalb der Stadt liegenden Mühlen still und leitete das Wasser in die Stadt um.

1719: „Wegen Wassermangel in der Stadt wird den oberen Müllern mitgeteilt, daß man das Wasser allein in die Stadt lassen, da wegen 6 Müller die ganze Stadt in Gefahr sei“.

1766: Nach langer Trockenheit lagen die Bäche in der Stadt trocken und damit bestand große Gefahr bei einem Brand. Es wurde daher angeordnet, das Wasser, das über die oberen Mühlen lief, in die Stadt zu leiten. Im Dezember wurden die betroffenen Müller aber vorstellig:

„Lassen bittlich anhalten, dieweilen das Wasser sich in etwas gebessert, ihnen auf ihren Mühlengang das Wasser wieder angedeihen zu lassen, solle zunächst ein Augenschein vorgenommen werden“ (Rodenwaldt Band I)



Plan von Villingen (1836) mit den damaligen Mühlen außerhalb der Stadt.

Auf der rechten Seite:

Ausschnitt aus einer geologischen Karte von 1898, in der die Wasserwerke und Mühlen, die in diesem Bericht beschrieben werden, mit Zahlen markiert sind.

Lediglich die Tuchfabrik Dold ①, die Groppermühle ② und die Mühle im hinteren Wieselsbachtal ⑫ sind nicht berücksichtigt, da sie außerhalb dieses Kartenausschnittes liegen.

③ Walke (Walkmühle an der oberen Brigach), ④ Feldnermühle, ⑤ Unterer Hammer, ⑥ Rindenmühle, ⑦ Vitmühle, ⑧ Oberle's Mühle, ⑨ Rothe Mühle, ⑩ Breite Mühle, ⑪ Langmühle, ⑫ Spitalmühle, ⑬ Vickersmühle, ⑭ Lumpenmühle, ⑮ Weissmühle, ⑯ Schleife, ⑰ Dietrichsmühle, ⑱ Bickenmühle, ⑲ Schramberger Mühle, ⑳ Pulveris Mühle, ㉑ Herrenmühle, ㉒ Kuthmühle, ㉓ Ölmühle, ㉔ Marbacher Mühle, ㉕ Schleife, ㉖ Säge bei der Schleife, ㉗ Säge beim Viehhof, ㉘ Niedere Grabenmühle.



1.) Dem Lauf der Kirnach beginnend bei der **Tuchfabrik Dold**, bei der Ruine Kirneck:

Aus den Ratsprotokollen: 1851. Die Tuchfabrikanten Dold & Maier beabsichtigen, im Unterkirnachtal in der Nähe des sog. Schusterhäusles, eine Wollspinnerei zu errichten. 1864: Antrag zum Neubau eines Spinnereigebäudes im Kirnachtal. Der Gemeinderat habe hierzu nichts einzuwenden. 1882: Die Firma Dold setzt die Tuchfabrik am oberen Wasser mit 10 PS Wasserkraft und die Spinnerei bei der Ruine Kirneck mit 12 PS Wasserkraft zum Verkauf aus. 1904 wurde die Fabrik zum Burghotel umgebaut, später Kloster Maria Tann, heute Über- und Aussiedler-Unterkunft. Oberhalb Maria Tann eigenes Kraftwerk der Gemeinde Unterkirnach zur zusätzlichen Stromversorgung der Gemeinde.

2.) **Groppermühle**, heute Steinbruch mit Schotterwerk.

3.) **Walke**, 1542 ob der Walken, 1823 bey der Walke. Ehemalige Tuchwalke (Walkmühle) an der oberen Brigach. Diese Tuchwalke wurde 1830 zu einem Hammerwerk umgebaut und von Osiander und Schönecker betrieben, ist Ende 1870 eingegangen. Eine Zeitlang wurde hier eine Lumpenzerreißmaschine betrieben, dann wurde das Hauptgebäude zum Hotel Kirneck umgebaut. In den 1880er Jahren sollte dort eine Telegraphenstangenbeize errichtet werden durch Graf v. Kastex, aber die Sache wurde, weil man eine Vergiftung des Fischwassers befürchtete, verboten. Um die Jahrhundertwende wurde im Nebengebäude ein elektr. Kraftwerk eingebaut. Von hier aus wurde außer dem Hotel Kirneck auch das Waldhotel mit elektr. Strom versorgt. Dieses elektr. Kraftwerk bestand noch nach dem zweiten Weltkrieg. Im Jahre 1907 auch Lieferung in das städt. Stromnetz, ca. 25 kW, mietweise von Fabrikant Säger.

Farbpostkarte aus dem Jahre 1907



4.) **Feldnermühle**, früher oberer Hammer.

1335 erbaut, 1806 noch oberer Hammer von Osiander und Schönstein, später Kunstmühle, zuletzt von Familie Feldner, 1905 Anschluß des Waldhotels an das städt. E-Werk. „Es soll dem Mühlenbesitzer Feldner für das nächste Jahr für die Lichtlieferung für das Waldhotel eine Garantiesumme von 1500 Mark geboten werden, falls im nächsten Jahr das städt. Werk in Betrieb gesetzt wird“.

5.) **Unterer Hammer**, zuletzt Hotel Waldblick beim Kurgarten, heute abgebrochen.



Zwei Fotos von der ehemaligen Rindenmühle. Auf dem oberen Bild sieht man an den Dachluken einen Seilzug zum Antrieb landwirtschaftlicher Geräte im Ökonomiegebäude.



6.) **Rindenmühle**

1611-1860 Rindenmühle der Rotgerberzunft, ab 1860 Getreidemühle, heute Inhaber Franz Weißer, Mühle am Kneippbad.

7.) **Bei der Vitmühle**, 1783 St. Veit, 1806 Veitmühle, 1876 abgebrannt, heute J. Burger, Seb.-Kneipp-Str. 1.

8.) **Oberle's Mühle**, später Waldmühle, benannt nach den ehemaligen Besitzern der Mühle, der Familie Oberle.

In den Ratsprotokollen 1783 lesen wir: „Beschwerde der Müller, daß der Müller Baptist Oberle einen Knecht halte, der nicht Müllergesell sei, aber trotzdem einen Müllerschurz trage ..., auch hat der Knecht, wenn er in die Stadt fährt, keinen Müllerschurz zu tragen.“ Übrigens kann Oberle seinen Knecht zu allen Geschäften brauchen, wie er ihn tauglich findet. 1811 heiratet Joh. Bapt. B. Oberle Maria Agathe Riegger, Tochter des Joh. Nep. Riegger, Herrenmüller. Fischer nennt 1914 's Müllerjörglesmühle, dann Parkhotel, später SABA.

9.) **Rothe Mühle**

1322 Mühle am Gewerbekanal oberhalb der Stadt. 1839 abgebrannt und 1843 als Tuchfabrik Dold wieder aufgebaut. Nach Bader hieß die Rothe Mühle im 15. und 16. Jahrhundert Ziegelmühle. Die Ziegelmühle paßt jedoch auch auf die Oberles Mühle. Im Adreßbuch von 1884: Leo Oberle, Mühlebesitzer, Oberwasser 605, Hermann Oberle, Müller, Oberwasser 609. 1902: Hermann Oberle zur Waldmühle, Waldstr. 28. Nach einer Karte von 1836 ist die rote Mühle die Franksche Mühle. Nach der Chronik der Kuthmühle ist deren Lehensherr die Johanniter-Kommende.

10.) **Breitemühle**

1630 Mühle am Gewerbekanal. Wohl so genannt nach der breithingelagerten Form des Gebäudes, des mächtigen Giebels, nach der Stadt zugekehrt. 1364 unter dem Namen „Willersbacher Müli“



Farbpostkarte aus dem Jahre 1902

Die Abbildung unten ist für die meisten älteren Villingen ein noch vertrautes Bild: Das wuchtige Gebäude der „Breiten Mühle“, entlang der Waldstraße, mit dem geheimnisumwitterten „Male“ direkt unter dem Dachfirst.



nach dem Herrengeschlecht der Willersbach. Ein Heinrich de Willersbach erscheint in einer Urkunde vom 28. Januar 1244.

Die Weilersbacher Mühle hatte auch lange vor 1364 schon bestanden. In den Villingener Stadtrechten wird erwähnt, „das fünfzig ehrbare Männer darüber vernommen wurden, wie von alters her das Wasser in die Stadt geleitet wurde: um das Wasser zu Villingen, wie es gau soll und sich in die Gassen tailen soll“. Nach deren Aussage wurde einstimmig beschlossen und am 16. Oktober 1364 verordnet:

„Die Brigach soll sich unterhalb der Willersbach Muli (das ist die Breitemühle) teilen, und zwar so, das der besser Teil des Wassers gang durch die Stat“.

Jeder Müller mußte schwören, daß der bei einem Brand in der Stadt sogleich das Wehr so stellen werde, daß alles Wasser in die Stadt fließt. „Wanne er erst höre die sturmlüten von fures wegen, da er denne den Dilen unverzoglich fur tug und das waßer, das neben der stat abgat, wise in die stat ane geverde“.

1971 wurde die Mühle abgebrochen. Heute an derselben Stelle Wohn- und Bürogebäude der Familienheim Schwarzwald-Baar-Heuberg eG. Pontarlierstr. 9.

11.) Langmühle

1892 abgebrannt, soll ein langes Gebäude gewesen sein und daher den Namen bekommen haben. Letzter Müller: Christian Fleig, Oberwasser 623. Heute an derselben Stelle Sägewerk Beha.

12.) Spitalmühle

1363 Mühle vor dem Riettor. 1634 Spitalmühle (Abt-Gaiser-Tagebuch) bis zum Jahre 1879 Mühle am Gewerbekanal; in diesem Jahr verlegte der Säger Storz sein Sägewerk am Warenbach bei der Schleifekapelle in die von ihm erworbene Spitalmühle. Das Anwesen gehörte ursprünglich dem Kloster Tennenbach und ging später in den Besitz des Heilig-Geist-Spitals über. 1884 Leo Storz, Sägemühlebesitzer, Oberwasser 602, 1902 Leo Storz, Sägewerk, Westliche Ringstraße 13.

Der „Säge-Storz“ vor dem Riettor. Unübersehbar stand er am Anfang der Weststadt. Ende der 60er-Jahre wurde das Gebäude abgerissen. Ein Einkaufsmarkt – das ZK – etablierte sich dort, aber nicht für lange Zeit. Heute steht auf diesem Platz der moderne Komplex der Villingener Volksbank.





Das Foto aus dem Jahre 1913 zeigt die Tormühle. In dem niederen Vorbau befand sich die Radkammer, über den damals noch offenen Sägebach. Die Fußgänger-Durchbrüche beim Riettor entstanden erst 1924.

13.) **Vickersmühle**, Tormühle

„1390 die batstub vor rietair ist des spitals, Nachschrift etwa 1500 ist jetzt ain mili“. Zwischen innerer und äußerer Stadtmauer vor dem Riettor am Gewerbekanal. Einst Badstube, später Mühle, zuletzt nach dem Besitzer Vickersmühle genannt. Als Mühle schon lange außer Betrieb. Heute Bäckerei Leute.

14.) **Lumpenmühle**

1595 stand an der heutigen Forsthausstraße hinter dem Städt. Forstamt bis nach dem 1. Weltkrieg Stuhlfabrik Wilhelm Rinkwald. Heute Digital-Kienzle.

15.) **Weissmühle**

Müllerbaptists Mühle, später Hammerwerk Laun. Dann Kienzle Apparate bzw. Mannesmann-Kienzle, heute Digital-Kienzle.

16.) **Schleife**

1631 nach Abt Gaiser, ehemalige Metallschleiferei am Krebsgraben, dann landwirtschaftliches Anwesen, heute Maurer, Neuwiesenweg.

17.) **Dietrichs Mühle**

Stegmühle, auch Volmers Mühle.

Lage nicht mehr genau festzustellen. Die meisten Mühlen in und außerhalb der Stadt wechselten im Laufe der Jahrhunderte ständig ihre Bezeichnungen. Die Identifizierung vieler Mühlennamen, die in alten Urkunden erwähnt werden, ist infolgedessen sehr schwierig.

1372 „ob der statt zu Villingen, bi der muli zu dem stege

1473 stegmuli vor dem tore, früher volmars muli 1516 steegmuly“

Vor dem Tore am Gewerbekanal stand eine Mühle, heute Binder-Magnete, die im Laufe der Jahre mehrmals ihren Namen wechselte. Zuletzt hieß sie Dieterles Mühle. Als Sägewerk brannte sie in den 1880er Jahren ab und wurde als Orchestrionfabrik (Hirt) wieder aufgebaut. Nach H. Maier identisch mit Volmars- und Stegmühle, auch Frankenmühle, vielleicht auch identisch mit der Schleife am Krebsgraben.

18.) **Bickenmühle**

1364 bickenmuli Mühle an der Brigach, nordöstlich vom Bickentor, am Fuße des Bickenbergs, 1806 auch 's Georgesemuli genannt, später Steimersmühle. Als Steimer'sche Mühle anfangs des 20. Jahrhunderts bei der Anlage der Friedrichstraße abgebrochen. Etwa an dieser Stelle Firma Wursthorn.

Im Adreßbuch 1884 Markus Steimer, östliche Vorstadt 631.

19.) **Schramberger Mühle**

auch Hillismühle, nach Fischer, Pius Mühle 1732 auch Siechenmühle. Lag am Lauf der Brigach, etwa am südlichen Ende der Luisenstraße, heute Bahnhofstr. 10, Polizeirevier.

20.) **Pulverlis Mühle, später Schallersmühle**

1806 Pulverlismühle. Mühle südlich der Stadt. Pulverlis ist ein Beiname für ein Villingener Geschlecht namens Ummenhofer (1736 der sog. Pulverle) von welchen um diese Zeit wahrscheinlich einer auf der Mühle saß. Die



Das Hauptgebäude der Herrenmühle heute

22.) Kuthmühle

In der Wasserordnung 1547 erstmals genannt, unter Valentin Allgaier, vor dem im Besitz derer von Tannheim, die Mühle hieß lange Jahrhunderte Eschinger Mühle, also im Besitze des Edelgeschlechts derer von Eschingen, also des einstigen Ortsadels von Donaueschingen, von dem auch ein Zweig in Villingen seßhaft war. 1368 im Güterverzeichnis des Klosters Tennenbach erstmals genannt, danach im Besitz derer von Tannheim. 1760-1844 im Besitz der Familie Kuth, daher der Name Kuthmühle. Am 21.3.1844 erwirbt der Ochsenwirt Xaver Riegger die Mühle, für seinen Bruder Karl Riegger. Seitdem im Besitz der Familie Riegger.

23.) Ölmühle

1763 sog. Ehlmühle

Unterste Mühle auf der Gemarkung Villingen an der Brigach, auch Schätzles Mühle genannt. 1516 Unterste Mühle, 1538 Schätzlis Mühle seit 1871 im Besitz der Familie Riegger, Karl Christoph Riegger, Ölmüller.

Aus der Chronik der Kuthmühle: 1871 kauft Kasel Riegger aus der Bommerschen Gantmasse die Ölmühle und führt die Mühle weiter. Die Kuthmühle übergibt er seinem ältesten Sohn

Peregrim. Die Ölmühle übernimmt sein Sohn Carl Friedrich 1883, dessen Sohn aus zweiter Ehe Richard übernimmt nach seinem Tod 1918 als letzter Ölmüller die Mühle. Ende des 18. Jahrhunderts bis Anfang des 19. Jhts. war die Mühle im Besitz der Familie Ackermann.

24.) Marbacher Mühle

Dem Lauf der Brigach folgend kommt die Marbacher Mühle 1480 Erblehengut des Klosters St. Blasien, Besitzerin und Nutznießerin der Mühle war die Stadt Villingen, die die Mühle nach der Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg 1662 wieder aufgebaut hatte. Die Stadt hatte das Mühlgut an einen Beständer verpachtet, das war seit 1711 Johannes Riegger.

Nach dem österreichischen Erbfolgekrieg wollte die Stadt die Mühle verkaufen, jedoch machte der Abt von St. Georgen, der die Lehensherrlichkeit der Mühle 1734 von St. Blasien gekauft hatte, von seinem Zugrecht Gebrauch und brachte die Mühle in seinen Besitz. Noch 1769 versuchte die Stadt, die Mühle wieder in ihren Besitz zu erlangen.

25.) Dem Laufe des Wieselsbachs bzw. Warenbachs folgend stand beim sog. Viehhof im hinteren Wieselsbachtal eine Siedlung, darunter befand sich auch eine Mühle. Nach ihr ist auch das Waldgewann „Mühlerin“ bezeichnet. Von der ganzen Siedlung steht nur noch der sogenannte Viehhof.

Olmühle



26.) **Schleife** „1417 Warenbach bi der Schlifmühle“

1516 wird die Schlifmühle am Warenbach verkauft. Ehemalige Metallschleiferi durch Wasserkraft (Warenbach) getrieben. Der Betrieb wurde 1895 eingestellt. Nach einer Anzeige im Nachtrag zum Adreßbuch von 1902 bestand die Schleife damals noch.

27.) **Säge bei der Schleife** 1630 bei dem neuen „Weyer“

Die Säge wurde 1879 abgebrochen und in die Stadt unmittelbar vor das Riettor an der Stelle der ehemaligen Spitalmühle verlegt. (Sägewerk Storz) heute Volksbank.

28.) **Sägewerk beim Viehhof**

Unterhalb des Walkebucks ehemaliger Viehhof, dann Tuckwalke, später Mühle und zuletzt Sägewerk, dieses brannte im Jahre 1909 ab. Nach dem Brand entstand an dieser Stelle ein Bauernhof, heute Wiese. Im Adreßbuch 1889: Josef Beha, Sägemühlebesitzer, Viehof 667.

29.) **Niedere Grabenmühle**

1508 „nieder graben muli, 1605 grabenmühle.

Diese Mühle stand zwischen innerer und äußerer Stadtmauer am Ausgang der Gerbergasse und wurde durch den Gerberbach betrieben. Vielleicht identisch mit Eugensmühle nach Rodenwaldt B. II. 1858 Auffüllung und Planierung des inneren und äußeren Stadtgrabens durch den Abbruch der Füllung bei der ehemaligen Eugensmühle.

Weitere Bezeichnungen

Zieglmühle, Vogtmühle 1336, eine der drei unteren Mühlen (Herren-, Kuth- oder Ölmühle), Sauremühle „1630 bey der sauren Mile“ Ruedismühle 1630, Hans Flecken Mühle 1685, Kunstmühle. Der Name Kunstmühle ist häufig und bezeichnet eine auf eigene Rechnung mahlende und verkaufende Mühle.

Quellen:

H. Maier: „Die Flumamen der Stadt Villingen“
Dr. Häßler: „Die Breitenmühle und das Geschlecht der Riegger“
Badische Zeitung v. 12.8.1966
A. Fischer: „Aus Villingens Vergangenheit“
Prof. P. Revellio: „Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen“
Rodenwaldt B I und B II: „Das Leben im alten Villingen“
„Chronik der Kuthmühle“ Verfasser unbekannt



Empfehle meine aufs Beste eingerichtete

Grob- und Feinschleiferei

den Herren Fabrikanten, Schmiedmeistern,
Feilenhauern u. s. w. Billigste u. schnellste
Bedienung.

Karl Neining

zur *Schleife* in *Villingen*

Niederlage bei **Pius Neining** in
Villingen, Kanzleistr. 38.



Am 24. Januar 1992 wurde das Dominikanermuseum Rottweil als Zweigmuseum des Württembergischen Landesmuseums eingeweiht. Im historischen Stadtkern der alten Reichsstadt öffnete damit nach dem Stadtmuseum, der Kunstsammlung Lorenzkapelle und dem Salinenmuseum Unteres Bohrhaus ein viertes Museum seine Tore. Darüber hinaus erhielt die regionale Kulturlandschaft Schwarzwald-Baar-Heuberg einen neuen, unübersehbaren Akzent, dessen Wertigkeit in seinem Rang als Zweigmuseum des Stuttgarter Landesmuseums zum Ausdruck kommt. Seinen Namen erhielt das neue Haus nach dem Rottweiler Dominikanerkloster, an dessen Platz es gebaut wurde, aber ebenso unter Berücksichtigung der verdienstvollen kulturellen Arbeit, welche hier die Söhne des hl. Dominikus im Sinne eines weltoffenen christlichen Humanismus über Jahrhunderte für Rottweil und das Einzugsgebiet der Stadt geleistet hatten. Eine Rolle spielten auch die Bezeichnungen vergleichbarer Museen – in Freiburg i. Br., in Schwäbisch Gmünd oder Villingen mit dem Franziskanermuseum.

Die Vorgeschichte

Das 1266 gegründete Dominikanerkloster Rottweil, das beispielsweise nachweislich schon 1303 eine Ordenshochschule (studium) in seinen Mauern beherbergte, wo man im Stil Meisters Eckarts, Taulers oder Seuses dachte, schrieb und predigte, wo ebenso die Seelsorge für Randgruppen der Stadt wie die auswärtigen Gesellen selbstverständlich war, wo aber auch die Rottweiler Fasnet immer ihren Platz hatte, wurde 1802 vom württembergischen Staat säkularisiert. Die beachtliche barocke Kirche des Klosters gelangte an die neu entstandene

evangelische Gemeinde und entging so dem möglichen Abriß, als man ihren „Zopfstil“ noch nicht ganz so großartig fand wie heute. Die Konventsbauten dienten im 19. Jahrhundert zunächst als Kaserne, dann als Schulhaus und wurden 1972 etwas vorschnell vollends abgebrochen. Damit hatte man einen zentral gelegenen, traditionsreichen Bauplatz, denn als Parkplatz war er auf die Dauer doch wohl zu gut. Seit langem gab es in Rottweil museale Ambitionen. Immerhin fand noch unter reichsstädtischen Vorzeichen 1784 im Bereich von Arae Flaviae, der römischen Vorgängerstadt Rottweils, eine erste, übrigens erfolgreiche Ausgrabung statt, die zumindest damaligen wissenschaftlichen Ansprüchen genügte. 1831 wurde der Rottweiler Geschichts- und Altertumsverein gegründet, der es sich zur Aufgabe machte, römische „Alterthümer“ nicht nur planmäßig auszugraben, sondern der Öffentlichkeit auch in einem Museum zu zeigen. Auch wenn man schon früh das prachtvolle Orpheus-Mosaik entdeckte, so reichte es aus vielerlei Gründen nicht zu mehr als einem Saal des Alten Gymnasiums in Rottweil, um derartige Kostbarkeiten zu präsentieren. Daran konnte auch der württembergische Kronprinz als Ehrenpräsident des Geschichtsvereins nichts ändern. Immerhin gab es mit ihm erstmals einen „Draht“ nach Stuttgart, der danach immer wieder eine Rolle spielen sollte.

1851 erhielt die Stadt Rottweil von König Wilhelm I. von Württemberg die Sammlung Dursch. Ihre spätgotischen Holzbildwerke und Tafelmalereien hatte der Rottweiler Dekan, Kirchenrat Dr. Georg Martin von Dursch, zusammengetragen und beabsichtigte, sie zu veräußern, worauf wieder über die Schiene des

örtlichen Geschichtsvereins Stuttgart mit Erfolg aktiviert wurde. Der König erwarb die Sammlung mit privaten Mitteln vergleichsweise preisgünstig und schenkte sie der Stadt Rottweil. Vermutlich wollte er gegenüber den Rottweilern so das eine oder andere wieder gutmachen, was die Rottweiler in den Revolutionsjahren von 1848 und 1849 zu radikalen Demokraten hatte werden lassen, die auf ihrem Marktplatz die deutsche Republik ausgerufen hatten. Jedenfalls wurde die Sammlung des Kirchenrats Dursch 1851 in der ehemaligen Friedhofskirche von St. Lorenz, einem stilvollen, überaus reizvoll gelegenen Gotteshaus aus dem späten 16. Jahrhundert aufgestellt, und Dursch hat sie dort bis zu seinem Tod 1881 als Kustos betreut. Allerdings waren die etwa 150 Holzplastiken und 25 Altarbilder in der Kapelle damals notgedrungen so beengt aufgestellt, daß man ihre Unterbringung von Anfang an als Provisorium betrachtete. Nicht nur Alt- und Kunsthistoriker haben noch im 19. Jahrhundert immer wieder das Ziel angesprochen, die Schätze der Sammlung Dursch und ebenso die Funde aus der Römerstadt Arae Flaviae sachgerecht und würdig unterzubringen, was nichts anderes bedeutete als ihrem nicht nur lokalen, sondern deutlich überregionalen Rang entsprechend. Diese Zielvorgabe wurde auch früh in die Rottweiler Kommunalpolitik aufgenommen und hat die Entwicklung der Stadt in der Folge begleitet – oft sehr im Hintergrund, aber immer zumindest ein wenig gegenwärtig.

Die Römerfunde wurden 1884 in der „Altertumshalle“, an der oberen Hauptstraße verbessert untergebracht. Um diese Museumsabteilung entwickelte sich das heutige Stadtmuseum, das auch die Reichsstadt und ihre Kultur, beispielsweise mit der Fasnet, darstellen sollte. Für die Sammlung Dursch wollte man 1912 eine Art Kreuzgang an die Lorenzkapelle anbauen, um ihre Kunstwerke etwas großzügiger vorstellen zu können. Aus diesem Vorhaben wurde nichts, denn der 1. Weltkrieg und die Not der Inflationsjahre setzten andere Prioritäten. Danach

erbt Rottweil die Villa des Pulverfabrikanten Duttenhofer ausdrücklich für eine museale Nutzung, aber das qualitätsvolle wilhelminische Gebäude im kleinen Park jenseits der Hochbrücke erwies sich für eine entsprechende Nutzung als ungeeignet und zu klein. Bald interessierten sich für dieses Haus auch andere, denen in der Folge Kanonen wichtiger als Museen waren: Die Kreisleitung der NSDAP richtete sich in der Villa Duttenhofer ein.

Die Planung des neuen Museums

Nach der 800-Jahrfeier der Stadt Rottweil kam das Thema „Museumsneubau“ seit 1950 wieder auf die Tagesordnung, immer wieder angestoßen vom Rottweiler Geschichts- und Altertumsverein sowie vom langjährigen Kustos der Sammlung Dursch, Willi Stähle. Als erster Erfolg dieser Bemühungen wurde 1965 der Entwurf zu einem Museumsbau hinter der Predigerkirche von Professor Manfred Lembruck vorgelegt, der freilich den nicht einfachen, anspruchsvollen städtebaulichen Gegebenheiten des Baugeländes nur unzureichend Rechnung trug. 1968 gründeten die Rottweiler einen Förderverein, der in wenigen Jahren immerhin 100000 DM zusammentrug. Entscheidend wurde jedoch, daß es damals unter Vermittlung des amerikanischen Kunsterziehers Professor Dr. Henry Schaefer-Simmern gelang, die baden-württembergische Landesregierung für das Rottweiler Anliegen zu gewinnen, welches danach von Ministerpräsident Filbinger und Finanzminister Robert Gleichauf, der den Wahlkreis Rottweil im Stuttgarter Landtag vertrat, nachhaltig gefördert wurde. Schon damals spielte in der Diskussion der Gedanke eine Rolle, das künftige Museum zu einem Kulturzentrum auszuweiten.

Eigentlich unerwartet erhielt das Rottweiler Museumsprojekt 1971 nachhaltigen Auftrieb durch die vorübergehende Schließung der Kunstsammlung Lorenzkapelle, die erst 1977 und dann auch nur mit stark reduziertem Ausstellungsprogramm wiedereröffnet wurde. Ein Jahr später legte sich der Rottweiler

Gemeinderat in der Standortfrage für das neue Museum endgültig fest und nahm den Vorschlag der baden-württembergischen Landesregierung an, das Museum als Zweigmuseum des Württembergischen Landesmuseums einzurichten. 1979 wurde der Wettbewerb für das Museum ausgelobt, aus dem der aus Österreich stammende, in Karlsruhe arbeitende Architekt Gerhard Assem erfolgreich hervorging; Assem plante und führte auch die Erweiterung des Pfälzer Landesmuseums in Speyer durch, das zuletzt die große Salier-Ausstellung gesehen hat.

Inzwischen hatten Land und Stadt 1980 die Verträge über die Grundstücksinvestitionen, die Leihe der Exponate und den Museumsbetrieb geschlossen. Die Stadt hatte das Grundstück und die Exponate einzubringen. Die Baukosten sollten zu zwei Fünfteln von der Stadt, zu drei Fünfteln vom Land aufgebracht werden. Der Betrieb des Museums sollte Sache der Stadt werden, die konservatorische Betreuung der wertvollen Ausstellungsstücke beim Landesmuseum liegen. Natürlich gab es gegen diese Regelungen auch in Rottweil Widerstand, und mancher hoffte, das Vorhaben käme im Landeshaushalt nie über den anfänglichen Null-Titel hinaus. Unerschütterlich zu ihm standen der Oberbürgermeister und die Rathausfraktionen der CDU und der SPD.

1986 gelang der Durchbruch, als die Stadt ihren Finanzierungsanteil mit Hilfe des Bundes und des Landes sicherstellte. Von Gesamtkosten von gut 20 Mio. DM hatte sie etwa 5,5 Mio. zu tragen, sicher eine schwere Last angesichts der notorischen Finanzschwäche der Stadt Rottweil und der vielen sonstigen Aufgaben, deren Bewältigung von ihr zurecht erwartet wird.

Das neue Museum wird gebaut

Im Sommer 1987 begann der Bau am Museum, den die Stadt bereits 1985 genehmigt hatte. Bald zeigten sich im Baugrund die frühen archäologischen Spuren des Rottweiler Predigerkonvents, einerseits nicht nur von Denkmalpflege und Stadtgeschichtsforschung freudig notiert,



Ansicht des neuen Dominikanermuseums in Rottweil

aber auch bauseits eher erschrocken zur Kenntnis genommen. Beide Seiten kamen jedoch letztlich mit erträglichen Verzögerungen aneinander vorbei. Es entstand ein Baukörper als geistvolle Interpretation der Idee des vormaligen U-förmigen Konvents der Dominikaner, der Rücksicht auf die stadtbildlichen Gegebenheiten nimmt, ohne sich anzupassen, der mit Eigenwert im Blickzusammenhang mit der Predigerkirche steht, aber in keiner Weise versucht, sich gegen die barocke Kirche durchzusetzen, ein Bau, der eher nach innen orientiert ist, um seine Aufgabe erfüllen zu können – sachgerecht und würdig, wie es nun schon seit Generationen nicht nur in Rottweil erwartet wurde.

Inzwischen ist das Dominikaner Museum eröffnet und bereits jetzt haben mehr als 10000 zahlende Besucher seine drei Abteilungen besichtigt. Erste Erfahrungen liegen vor, es wird deutlicher, wo die Stärken und die Schwächen des neuen Hauses liegen. Museums- und sicherheitstechnisch wurde sicher das Beste geboten, was möglich war. Andererseits ist die personelle Ausstattung eher knapp. Einen museumspädagogischen Dienst gibt es bisher nicht, statt dessen wurde aus ehrenamtlichen Kräften eine Gruppe von etwa zwei Dutzend Interessierten aufgebaut, welche im Museum führen können und bisher etwa 130 Führungen gehalten haben.

Einen Vorteil bedeutet ohne Frage die enge Verbindung mit dem Württembergischen Landesmuseum. Mit ihr haben sich finanziell und technisch Möglichkeiten der Restaurierung des Museumsgutes aufgetan, an welche die Stadt Rottweil zuvor kaum denken konnte. Natürlich können vor dem gleichen Hintergrund jetzt auch leicht zusammengehörige Exponate gemeinsam ausgestellt werden, die zuvor aus ihrem Zusammenhang genommen in den Rottweiler Magazinen oder jenen der Landesmuseen standen. Schließlich bieten sich der Museumswerbung über den Apparat des Württembergischen Landesmuseums verbesserte Chancen.

Die drei Abteilungen des neuen Museums

Die Abteilung Arae Flaviae im Untergeschoß des neuen Museums zeigt jetzt in 24 Abteilungen einen Querschnitt durch die Geschichte von Rottweils römischer Vorgängerstadt und den Alltag ihrer Bewohner. Paradedfund blieb das in

Trier restaurierte Orpheus-Mosaik von etwa 180 n. Chr., das jetzt erstmals vor einem Gesamtmodell des römischen Rottweil zu sehen ist. Großen Raum nimmt die Darstellung der Besetzung des Gebiets am oberen Neckar durch die Römer ein, für die das spätere Arae Flaviae mit seinen sechs Kastellen ja eine Schlüsselrolle spielte. Besondere Anschaulichkeit gewinnt dieser Bereich des Museums durch die Replik der kompletten Ausrüstung eines Soldaten der im Raum Rottweil eingesetzten XI. Legion und den rekonstruierten „Hörnchensattel“, einer für das ehemalige römische Imperium bisher einmaligen Rekonstruktion an Hand von Einzelteilen aus Rottweil.

Neben Exponaten, die schon seit dem 19. Jahrhundert ausgestellt waren, fallen Funde auf, welche erst in den letzten Jahren bei Ausgrabungen gemacht wurden. Beeindruckend sind dabei vier römische Spärbüchsen in Form von Krügen aus Keramik und die Gußformen einer



Das künstlerisch bedeutsamste Ausstellungsstück in der Abteilung „Arae Flaviae“ ist das Orpheus-Mosaik, das schon im 19. Jahrhundert ausgegraben wurde.

Falschmünzerwerkstatt aus der Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts. Geradezu bestechend in ihrer Qualität, aber nicht weniger in ihrem Erhaltungszustand, weiter zwei römische Gläser, die aus Gräbern des „Südfriedhofs“ am Rand der Römerstadt stammen. Aus dem gleichen Zusammenhang vermißt man eigentlich nur die gleichfalls als Grabbeigaben verwendeten sechs Stücke Kinderspielzeug, die im Original im Archäologischen Landesmuseum in Konstanz ausgestellt sind. Gezeigt werden aber erstmals auch weitgehend vollständig die reichen Bestände an römischen Münzen aller Werte, die ebenfalls schon seit langem in Rottweil auftauchen und gesammelt wurden. Im Dominikanermuseum Platz gefunden hat schließlich auch das Labrum von einem der Rottweiler Römerbäder, das bisher als Brunenschale im Freien stand und von dem sich ein Parallelstück in Hüfingen erhalten hat.

Informationsreich und aufwendig ist die graphische Aufarbeitung all dieser Kostbarkeiten, wobei sich die Zuordnung der Texte zu den Objekten sicher noch wird verbessern lassen. Nur eine wesentliche Schwäche hat die Römerabteilung im neuen Museum: Was geschieht, wenn sich in Rottweil in nächster Zeit großformatige Römerfunde einstellen, denn ausgegraben wird im untergegangenen Arae Flaviae nach wie vor und noch unentdeckt sind beispielsweise die Altäre, welche der Römerstadt einstens ihren Namen gaben.

Bequemer erweitern lassen würde sich die Sammlung Dursch im Nord- und Westflügel des Dominikanermuseums. Beispielsweise dann, wenn im Kunsthandel Holzbildwerke oder Altartafeln auftauchen, die in Rottweil bereits vorhandene Exponate ergänzen. Immerhin ist es bei der Wiederaufstellung der Sammlung schon jetzt gelungen, ganze Altäre aus Einzelbestandteilen so wieder zusammenzustellen, wie sie in der Spätgotik wohl einmal ausgesehen haben. Dabei ließe sich natürlich leicht aufbauen auf dem, was Kirchenrat Dursch an spätgotischen Kostbarkeiten aus dem Raum zwischen Iller und



Erstmals wieder seit 21 Jahren vollständig und großzügiger als jemals vorher sind in der Abteilung „Sammlung Dursch“ Holzbildwerke und Tafelbilder der schwäbischen Spätgotik ausgestellt.

Schwarzwaldkamm, zwischen Bodensee und Mittlerem Neckar aus der Zeit zwischen etwa 1300 und 1550 zusammengetragen hat. Hier fehlt eigentlich keine Stilstufe der damaligen Kunstentwicklung, kein ikonographisches Thema, gleich ob es sich um die Schutzmantelmadonna oder die Pieta, die Anbetung der Könige oder die unterschiedlichsten Heiligen handelt. Vertreten sind die großen Zentren der schwäbischen Spätgotik angeführt von Ulm und gefolgt von Wangen, Biberach, Ravensburg oder auch Rottweil, ebenso wie die großen Namen dieser Kunst etwa Hans Multscher, Gregor und Michel Erhart, Zeitblom, die beiden Syrlin, Niklaus Weckmann oder Daniel Mauch, eines Hans Thoman, Michael Zeynslers oder des Meisters von Weilen, der wohl in Rottweil tätig war. Hervorragend herausgearbeitet in der Neuauf-



Das „Dominikanerforum“ im Dominikanermuseum soll Stätte des aktuellen kulturellen Geschehens in Rottweil und darüber hinaus werden, wie beim Künstler-Symposium „1. Rottweiler Sommer“.

stellung der Sammlung wurden die Bezüge zur allgemeinen Kunstentwicklung oder etwa die Querverbindung zwischen Plastik und Graphik. Aufmerksamkeit verlangen ferner große Altarwerke wie der Wangener Altar ebenso wie ausgesprochen qualitätvolle „Kleinstücke“, wie die Dreikönigsgruppe aus Kirchberg, der Ölberg aus Neudingen oder der Mohrenkönig aus Amtenhausen in der Baar. Natürlich fesseln den Besucher aus unserem Raum besonders die „heimatlicheren“ Kunstwerke wie sie beispielsweise aus St. Georgen im Schwarzwald zahlreich vertreten sind. Exponate wie die beiden reizvollen Magdalenen Tafeln werden durch ursprünglich zugehörige Stücke in anderen Museen unseres Raums ergänzt – wie im vorliegenden Fall in den F. Fürstenbergischen Sammlungen in Donaueschingen.

Das Dominikanerforum als dritte Abteilung des neuen Dominikanermuseums wird programmatisch von einem eigenen Beirat geführt und von der Rottweiler Stadtverwaltung betreut. Es will nicht nur zurückblicken auf große kulturelle Leistungen der Vergangenheit, sondern mitgestalten, was bei uns kulturell wächst, und ihm den erforderlichen Platz einräumen. Die unterschiedlichsten Veranstaltungen sollen dieses Ziel erreichen helfen. Kunstausstellungen und Konzerte, Diskussionen und Kleinkunst, Lesungen und Theater sind geplant. Gemeinsames Kennzeichen für das geplante Veranstaltungsprogramm wird sein kulturelles Niveau sein. Das bedeutet natürlich auch, daß ins Dominikanerforum Veranstaltungen geholt werden sollen, die sonst vielleicht an unserer Region vorbeigehen würden.

Zur Museumseröffnung wurde eine Ausstellung mit Stahlplastiken von Erich Hauser gezeigt. Es folgte ergänzt von einer parallelen Veranstaltung auf dem Hohenkarpfen eine erste Gesamtdarstellung des Malers Paul Kälberer, der die „neue Sachlichkeit“ in unserem Raum an maßgeblicher Stelle vertreten hat. Für dieses Jahr vorgesehen ist beispielsweise noch eine Ausstellung über Geschichte und Kultur der Sorben, die damit erstmals in Westdeutschland dem Publikum in einer entsprechenden Veranstaltung nahegebracht werden.

Mit der Arbeit im Dominikanerforum, aber auch dem, was in den beiden klassischen Abteilungen des Dominikanermuseums Rottweil geboten wird, geht es keineswegs darum, den kulturellen Konkurrenzkampf in unserem Raum anzuheizen. Das neue Museum versteht sich vielmehr als zusätzliches Angebot gerade für eine Region, die kulturell insgesamt in gar keiner Weise als Provinz angesprochen werden kann. Das bedeutet die Bereitschaft zur Zusammenarbeit auf dem kulturellen Sektor, von der alle, nicht allein die Rottweiler, nur profitieren können. Oder: Sollte das neue Dominikanermuseum nicht einmal ein größeres Ausstellungsvorhaben beispielsweise mit den Villinger Museen ins Auge fassen?

„Sammeln ist Leidenschaft“

Gunda Woll

Die Sammlung Karl Kratt im Franziskanermuseum Villingen

Vorschau auf eine Ausstellung

vom 13. Dezember 1992 bis 24. Januar 1993

Am 1.12.1991 übergab der gebürtige Villingener Karl Kratt seine Schloß-, Schlüssel- und Beschlägesammlung an das Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen. In den folgenden Wochen wurde die Sammlung verpackt und überführt. Zurück blieb ein leereräumtes Haus und ein wehmütiger Sammler, der mit neuem Elan weitersammelt.

Karl Kratt, Jahrgang 1910, gelernter Werkzeugmacher, Esperanto-Fan und Lehrer, ehemaliger Betriebsrat und Schlösser-Narr begann vor über 30 Jahren mit dem Sammeln von Schlössern.

Er selbst erinnert sich an den Beginn seiner Leidenschaft. Ausgangspunkt war die Einladung, alte Bücher bei der Familie Efinger anzusehen. Die Bücher interessierten ihn zwar nicht, aber zufällig sah er ein altes Schloß. Fasziniert betrachtete er das Innere und war begeistert von der Mechanik und den ehemals nicht sichtbaren aber dennoch „kunstvoll gearbeiteten“ Teilen.

Über dreißig Jahren sammelt der gelernte Werkzeugmacher Karl Kratt Schlösser, Schlüssel, Truhen und Beschläge – im weitesten Sinne Erzeugnisse des Schlosserhandwerks.

Auf Floh- und Antikmärkten, in Antiquitätengeschäften oder bei Privaten fand er seine Objekte. Scheinbar zufällig zog es ihn immer wieder zu alten Häusern, Scheunen etc. und häufig kehrte er von einem Ausflug mit Erfolg zurück. Manchmal war es ein kleines Schlüsselchen, ein andermal ein verrostetes Truhenschloß, bei dem – nach sorgfältiger Reinigung – Ziselierungen oder ähnliche Verzierungsspuren zum Vorschein kamen. In Villingen und Umgebung sprach's sich rum, daß der „Kratte Karle“ Schlösser sammelt, daß man ihm mit einem alten Schloß eine Freude machen konnte, oder

daß man hier eine schöne Uhr o. ä. gegen ein Schloß eintauschen konnte. Systematisch baute er seine Sammlung aus – immer auf der Suche nach noch nicht vorhandenem. Selbst auf seinen großen Reisen nach China, Neuseeland und Rußland fand die Sammlerseele keine Ruhe – gab es doch Basare, wo es ein Schlösschen oder ein Schlüssel aufzustöbern galt.

In 30 Jahren Sammeltätigkeit kam eine beachtliche Kollektion von Hangschlössern, Türen und Möbelschlössern, Truhen, und Schlüsseln zusammen. Aber auch eine Kupferstichsammlung, die die Metallverarbeitung vom Roheisen bis hin zur Schloßherstellung illustriert, oder ein Ausleger mit Schlosserzeichen ist dabei.

Mit kindlicher Begeisterung und großem Sachverstand sammelte Karl Kratt alles was „alt“, „kunstvoll gearbeitet“, originell, technisch interessant oder einfach nur eindrucksvoll war. Seine Schloßkollektion weist Tür- und Möbelschlösser aus allen Zeiten auf, vom gotischen Schnappschloß bis zum modernen Einsteckschloß. Die technische Entwicklung wurde dabei ebenso dokumentiert, wie dem Stilwandel und den unterschiedlichen Funktionen Rechnung getragen wurde. Es gibt große Holzschlösser mit mächtigen bis zu 40 cm langen Eisenschlüsseln, die ehemals Speicher oder Weinkeller verriegelten, aber auch kleine zierliche Truhenschlösser, sog. Katzenkopfschlösser. Alte Truhen mit wertvollen Beschlägen und Schlössern sind die teuersten und auch größten Sammelgüter.

Ende letzten Jahres trennte sich Karl Kratt von den wertvollsten Objekten seiner Sammlung und verkaufte sie an seine Heimatstadt Villingen-Schwenningen. Im Franziskanermuseum werden die Schlösser z. Zt. inventarisiert. Jedes einzelne Objekt wird sorgfältig im Computer registriert,

fotografiert und gekennzeichnet. Der weiter sammelnde Karl Kratt unterstützt die Arbeiten mit seiner Objektkenntnis, durch Informationen zu den Kauforten und -umständen. Zur Jahreswende wird im Franziskanermuseum die „Schloßsammlung“ der Öffentlichkeit in Form einer Ausstellung vorgestellt. Endgültig sollen die Highlights der Sammlung nach Krattschem Wunsch im Museum Altes Rathaus präsentiert werden.



Türschloß aus Hammereisenbach, um 1800, Eisen, geschmiedet, ausgeschnitten, 26,6 x 19,8 x 16 cm

Türschloß aus Brockhagen, 1616, Eisen, geschnitten, 46,8 x 47,5 x 3 cm



„Mach Krueg, Haeffen, Kachel und Scherben“ Gunda Woll

Hafnerwaren vom 16. bis 19. Jahrhundert im Museum Altes Rathaus Villingen-Schwenningen

Im Kreuzgang des Villingener Franziskanermuseums befindet sich ein Grabstein mit den Initialen „H.K.“ und der Jahreszahl „1562“. Mit großer Wahrscheinlichkeit handelt es sich dabei um das Epitaph des Villingener Kunsthafners Hans Kraut. 1992 jährte sich damit der Todestag des berühmten Villingener Tonkünstlers zum 400sten Mal. Überregional bekannt ist Hans Kraut durch seine qualitätsvollen von Hand aufgebauten Tonplastiken sowie durch seine Relief- und Fayencekachelöfen. Eines seiner ersten urkundlich belegten Werke ist ein Keramik-Epitaph für den 1536 verstorbenen Malteser-Komtur Wolfgang von Maaßmünster mit einer Darstellung der Schlacht von Rhodos. Dieser Grabstein ist eine der Hauptattraktionen im Museum Altes Rathaus in Villingen-Schwenningen.

Die Städtischen Museen nahmen Mitte 1992 dieses Jubiläum zum Anlaß, eine Ausstellung von Hafnerwaren aus dem 16.-19. Jahrhundert zu zeigen, die in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt und dem Stadtarchiv Ravensburg entstanden war. Villingener Ofen- und Gebrauchskeramik wurde erst jüngst geborgenem Vergleichsmaterial aus Ravensburg gegenübergestellt.

Renaissancemodell von Andreas Mauselin (1585-1619) und Hafnergeschirr aus dem 16. bis 19. Jahrhundert standen im Mittelpunkt der Ausstellung, die zuvor bereits in Ravensburg, Rottenburg a. N. und Rottweil zu sehen war. Der Ravensburger Fundkomplex wurde 1984 bei der Sanierung des mittelalterlichen Gebäudes Marktstraße 36 neu entdeckt und geborgen. Hinter einer unscheinbaren Putzfassade verbarg sich ein spektakulärer Fund: Renaissancezeitliche Ofenkachelmodelle waren in den Fachwerkwänden vermauert. In den Geschoßzwischenbö-

den und in einer Abfallgrube unter der Treppe fanden sich Tausende alter Gefäßscherben, die sich zu vollständigen Geschirrsätzen rekonstruieren ließen. Den greifbaren Beweis für eine jahrhundertelange Hafnertradition in diesem Haus, die sich vom 16. bis 19. Jahrhundert auch archivalisch belegen läßt, lieferten dann die Überreste eines Brennofens sowie die Entdeckung von „Hafnerhilfsmitteln“.

Ein Portrait Kaiser Karls V. gehörte ebenso wie eine biblische Judith in der Tracht des 16. Jahrhunderts zu den Motiven der tönernen, plastisch modellierten Ofenkachelmodelle. Meist waren mehrere Modelle zu thematischen Serien wie „Die sieben Tugenden“, „Die fünf Sinne“ oder „Planetengottheiten“ zusammengeschlossen. Die Modelle belegen eindrücklich den



Samson als „DIE STERKE“,
Kachelmodell Städtisches Archiv Ravensburg

Geschmack städtischen Bürgertums um 1600 und gewährten Einblick in ein Stück vergangener Wohnkultur.

Die handwerkliche Fertigung einer Blattkachel von der Bildvorlage über die Stationen Holzmatrize, Tonmodell bis zur zweifach gebrannten glasierten Kachel wurde anschaulich vorgeführt. Gezeigt wurde eine reiche Palette an Gefäßformen wie Töpfe und Schüsseln, aber auch Rasierbecken, Weihwasserkesselchen und Nachttöpfe. Die Exponate zeigten einen Querschnitt durch das wenig erforschte Sonder- und Gebrauchsgeschirr des frühen 17. bis frühen 19. Jahrhunderts.

Die handwerklichen Zeugnisse der Villinger Hafner bildeten einen weiteren Schwerpunkt der Ausstellung. Model, Kachelserien und Gefäßkeramik belegen das handwerkliche und künstlerische Können der hiesigen Hafner – allen voran Hans Kraut.

Unter ähnlichen Fundumständen wie in Ravensburg wurden bereits im Jahre 1928 im Villinger „Hans Kraut Haus“ Kachelmodell und gebrannte Kacheln entdeckt. Sie bilden einen wichtigen Grundstock zur Definition und Würdigung

seines künstlerischen Werkes. Hier galt es die Spreu vom Weizen zu trennen: nicht jede Ofenkachel aus dem 16. Jahrhundert wurde von Hans Kraut eigenhändig gefertigt. Zur Untergliederung in „Hans Kraut“, „Hans Kraut Werkstatt“, „Zeitgenossen“ und „Nachfolger“ wurden die Exponate von Susanne Mück und Dr. Dorothee Ade-Rademacher archivalisch, handwerklich und stilistisch neu beurteilt. Einem beachtenswerten Rahmenpositiv, das als Positivvorlage zur Herstellung von Kachelnegativen diente, widerfuhr eine neue Deutung und Würdigung. Tintengefäße von unterschiedlicher Form und Gestalt vertraten die Gebrauchskeramik. Ein mehrstöckiges Tintenhaus von Alois Nüsse aus Grafenhausen gefertigt, das 1929 mit der Sammlung Oskar Spiegelhalter in der Städtische Sammlung kam, bildete einen optischen Höhepunkt der Ausstellung. Von ihm stammte auch ein Glasurrezeptbuch. Auf's Neue wurde hier in der direkten Gegenüberstellung bewiesen, daß die Keramik der Städtischen Sammlungen dem Vergleich durchaus standhalten kann, wenn auch der gut dokumentierte Fundzusammenhang noch fehlt.

Frau G. Woll bei der Arbeit

Motiv aus der Ausstellung Hafnerwaren



„C'est une véritable Sibérie . . .“¹⁾

Die Condé-Armee im Winterlager
Villingen 1792/93

Hubert Weißer

Nein, es handelt sich nicht um den Stoßseufzer eines Rekruten der hiesigen Garnison Française, der mitten im Winter zu einer Geländeübung in den Villingen Stadtwald ausrücken muß und sich über das sibirische Klima beklagt: Das Zitat stammt vielmehr von dem Offizier F. de Romain, der als Angehöriger der royalistischen Condé-Armee vor genau 200 Jahren den Winter 1792/93 in Villingen verbrachte und uns einen sehr farbigen Bericht über seinen Aufenthalt in unserer Gegend hinterlassen hat.²⁾

Wie bereits von Michael Tocha geschildert³⁾, war Villingen in diesen Wintermonaten eine „Hochburg der Gegenrevolution“: Am 28. Oktober 1792 zog Prinz Condé als Anführer einer stattlichen adligen Emigrantenarmee von rund 4000 Mann in unserer Umgebung ins Winterquartier; er selbst residierte mit seinem „Hof“ und Generalstab im Franziskanerkloster, das in der Zwischenzeit aufgelöst worden war. Bei rund 3000 Einwohnern Villingens um 1790 kann man sich leicht vorstellen, was für eine Belastung das Winterlager für die Stadt und ihre Umgebung gewesen sein muß. Zurecht bedauert deshalb Tocha in seinem Aufsatz, daß wir aus den Ratsprotokollen nicht viel über das Verhalten der Franzosen und über ihren Umgang mit den Einheimischen erfahren. Verließ das Zusammenleben zwischen den Villingen Bürgern und den adligen Emigranten vielleicht deshalb verhältnismäßig reibungslos, weil die Adligen ihren Aufenthalt „– noch! – mit gutem Geld“ bezahlten, wie Tocha vermutet?

So sind wir, vorerst⁴⁾, auf die Auswertung französischer Quellen angewiesen, deren besonderer Reiz darin beruht, daß unsere Stadt und ihre Bewohner aus der französischen Perspektive gesehen und geschildert werden: Einige Ein-

stellungen und Urteile, so stellen wir überrascht fest, haben offensichtlich zwei Jahrhunderte überstanden und sind, in ähnlicher Form, noch heute von Franzosen über Deutsche zu hören.

Der Rückzug der Condé-Armee ins Winterlager Villingen

Zunächst müssen wir uns die politische Situation vergegenwärtigen, in welcher die adligen Emigranten Ende Oktober 1792 in Villingen ankommen: Sie, die mit ihren Armeen sobald wie möglich in Frankreich einmarschieren wollen, um der Revolution ein Ende zu bereiten, fühlen sich vom österreichischen Kaiser Franz II. und dem preußischen König Friedrich Wilhelm II., von den deutschen Fürsten überhaupt, nicht genügend unterstützt.

Als Wien und Berlin im Herbst 1792, nach der Niederlage der Koalitionsarmeen bei Valmy, die royalistischen Armeen der Brüder Ludwigs XVI. und des Herzogs von Bourbon nicht mehr weiter unterstützen und damit zu ihrer Auflösung beitragen, bekommt Condé vom Freiburger Regierungspräsidenten von Sumerau die Anweisung, sich in sicherem Abstand von der französischen Grenze in den Schwarzwald zurückzuziehen. Im abgeschiedenen, kleinen Städtchen Villingen, „hinter den höchsten Bergen“, fühlen sie sich gleichsam ans Ende der Welt abgeschoben, und deprimiert stellt Romain fest, die Landschaft hier sei „ein wahrhaftes Sibirien“; man könne wegen des rauen Klimas hier „nicht einmal Getreide“ anbauen und in der Umgebung sehe man „nur Wiesen und Wälder“.

In einem Brief an seinen Vater vom 15. November 1792 berichtet Romain:

„Seit einigen Tagen ist das ganze Land so tief

»Marche du Don Quichotte moderne pour la deffence du Moulin des abus« Kolorierte Radierung, anonym 1791:
 Die von den Emigranten vorbereitete militärische Gegenrevolution wird in Frankreich selbst nicht ernst genommen. Das zeigt dieses in Paris verkaufte Blatt: Man sieht die Häupter der militärischen Emigration als eine große Don Quichotterie auf dem Marsch gegen das revolutionäre Frankreich, gerade in dem Augenblick, als das Scheitern der Flucht des Königs in Varennes bekannt wird. Condé erscheint im Mittelpunkt als Don Quichotte, Mirabeau-Tonneau auf einer faßähnlichen hölzernen Rosinante, begleitet von abenteuerlich-jämmerlichen Gestalten. Der klapprigen, mit dem Kopf des Königs und adligen Wappen geschmückten Windmühle des Ancien Régime steht die offenkundig uneinnehmbare Festung Landau gegenüber. Bezug auf das deutsch-französische am Oberrhein hat auch die Gruppe rechts von Condé: Es ist der auf einem Pfau sitzende Bischof von Speyer, als »Despot« bekannt, hier durch einen riesigen Bauch, eine überlange Nase und den zärtlichen Umgang mit einem jungen Priester persönlich angegriffen. Hier, wie auf anderen ähnlichen Blättern, trennt der Rhein die armselig-lächerliche Gegenrevolution vom Land der Revolution. F.D.
 Quelle: Ausstellungskatalog des Goethe-Instituts
 „Deutschland und die französische Revolution 1789/1989“



*verschneit, daß man nur noch auf Schlitten weiterkommt. Man hat uns berichtet, daß dies so bleibt bis zum Frühjahr.“*⁵⁾

Der Winter sei hier so streng, berichtet Romain voll Schauer, daß man auf abgelegenen Bauernhöfen der Umgebung Villingens die Toten wegen der Schneemassen bis zur Beerdigung im Frühjahr im Rauchfang konserviere. Romain gibt allerdings zu, dies nicht selbst gesehen zu haben, aber halte solche Berichte seiner Landsleute durchaus für glaubwürdig, so unpassierbar seien oft die Wege in entfernte Täler, Schluchten und zu verschneiten Anhöhen. Und nicht ohne ein leicht ironisches Augenzwinkern empfiehlt er seinem Vater, solche Geschichten nicht seinen kleinen Kusinen zu erzählen, „denn wenn sie eines Tages zufällig durch den Schwarzwald reisen würden, wagten sie wohl nie, in einem Zimmer ohne Kaminabschluß zu schlafen.“⁶⁾

Beobachtungen beim Kontakt mit der Einwohnerschaft Villingens

Um Abwechslung in die tristen Wintertage zu bringen, mischen sich die Emigranten unter das Volk, besuchen die Villingener Wirtshäuser und versuchen, sich dem Verhalten der Einheimischen anzupassen, denn „man muß mit den Wölfen heulen, das heißt mit den Deutschen zusammen trinken und rauchen.“⁷⁾

Romain rühmt die bescheidene, einfache, zufriedene Lebensart der Schwarzwälder. Die Menschen sind von tiefer Frömmigkeit, der Vater spricht bei jeder Mahlzeit für die ganze Familie das Tischgebet, und sonntags werden auf dem Friedhof die Gräber der Angehörigen besucht – das harmonische Bild einer Welt, die für den adligen Romain noch in Ordnung ist, weil er bei diesen gottesfürchtigen Menschen noch keine Anzeichen revolutionärer Auflehnung gegen die gottgewollte Ständeordnung feststellt:

„Dieses Volk, das sich nicht darum schert, wie man sich in Paris kleidet, wie man dort ißt, scheint um so glücklicher zu sein, als es keine

*Not kennt, als es keine Vergnügen genießt, außer seine Felder und Wiesen zu bestellen und sich um die Familie zu kümmern. Sicherlich fände ein ehrlicher Mann hier vielleicht ein echteres Glück als in unseren französischen Städten.“*⁸⁾

Es sind einfache und harmlose Vergnügungen, denen sich das Volk hingibt: An Sonn- und Feiertagen besuchen alle den Gottesdienst, und abends treffen sich die Männer in der Wirtschaft, oft auch in Begleitung ihrer Ehefrauen, um zu zweit zwei Schoppen Wein⁹⁾ oder vier Maß Bier¹⁰⁾ zu trinken, zusammen mit ein wenig Kümmelbrot, das man ihnen auf einem Teller serviert, der voll mit Salz bedeckt ist.

„Sie sitzen sich da drei oder vier Stunden an einem Tische gegenüber, die meiste Zeit, ohne ein Wort zu reden, und beschränken sich darauf, die Leute zu beobachten, die kommen und gehen oder die sich einfach hinsetzen, um sich genauso zu verhalten. Unser ganzes Benehmen zieht auf eigenartige Weise ihre Blicke an:

*Aber falls wir bei ihnen irgendwelche tiefsinnigen Gedanken hervorrufen, so bringen sie diese sehr selten in unserer Gegenwart zum Ausdruck, ohne Zweifel aus Zurückhaltung, einer Tugend, die wir kaum pflegen.“*¹¹⁾

Wem kommt es nicht bekannt vor, dieses Bild vom schweigsamen, eher verschlossenen Schwarzwälder, der besonders dem Fremden gegenüber mit Zurückhaltung reagiert?

Ab und zu spielen fahrende böhmische Musikanten zum Tanz auf, und dann kommt es durchaus vor, daß junge Emigranten an dem eher beschaulich-schwerfälligen Treiben mit den schmachtenden Walzerklängen teilnehmen:

*„Dann drehen sie ihre oder die Wirtin ihrer Freunde viel schneller zum Tanze, als diese es gewohnt sind, was manchen Matronen nicht immer gut bekommt, dicken und bisweilen altersschwachen Frauen, einer Art unbeweglicher Säulen, die dieses Vergnügen dennoch wie ganz junge Mädchen genießen, ohne jegliche Hintergedanken ...“*¹²⁾

Ist es für den Leser dieser 200 Jahre alten Zeilen

nicht eindrucksvoll, hier gewisse Urteile, Stereotypen zu finden, die die Vorstellung vieler Franzosen von den Deutschen auch heute noch bestimmen? So schreibt z.B. bei einer – allerdings nicht repräsentativen – Umfrage unter 11000 französischen Schülern¹³⁾ eine große Zahl französischer Jugendlicher, sie fänden es auffallend, auf der Straße sehr viele dickbäuchige Deutsche zu treffen. Und in einem bekannten Chanson des Sängers Gilbert Bécaud aus den 70er Jahren¹⁴⁾ besingt dieser die deutschen Mädchen als „gross' mad' moisselles“... Auch die Charakterisierung des Tanzvergnügens als ein eher „schwerfälliges Treiben“¹⁵⁾ bringt verblüffende Parallelen zu einer Umfrage, in welcher Franzosen die auffallendsten negativen Eigenschaften nennen sollten, die sie bei Deutschen feststellten: eine gewisse Schwerfälligkeit („lourdeur“) und Fehlen von echter Fröhlichkeit („pas de vraie gaieté“) wurden mit am häufigsten genannt¹⁶⁾.

Was die Eßgewohnheiten betrifft, so erscheint die Schwarzwälder Küche dem verwöhnten französischen Gaumen des adligen Herrn eher bescheiden: Den ganzen Winter wird geräucher-tes Rind- oder Schweinefleisch gegessen, dazu gibt es Sauerkraut, manchmal gedörrte Birnen, Äpfel oder Pflaumen, die mit viel Soße serviert werden. Der Salat „schwimmt fast immer im Essig“.

Fast täglich kommen Teigwaren auf den Tisch. Außer Kartoffeln oder weißen Rüben gibt es kaum ein Gemüse, allenfalls an Festtagen etwas Karotten und Zwiebeln. Die Suppe ist dünn (sie besteht hauptsächlich aus Brühe), neben dem üblichen Bier gibt es allenfalls einen „minderwertigen Weißwein“ von Rhein oder Neckar zu trinken.

Romain schließt seine Schilderung der Schwarzwälder Küche mit der nicht sehr schmeichelhaften, etwas herablassenden Bemerkung, insgesamt seien Kost und Logis durchaus auszuhalten: „Man gewöhnt sich an alles“.

Ausführlich beschreibt Romain die schönen Schwarzwälder Trachten, die vorwiegend sonn-

tags getragen werden und deren Luxus offensichtlich im Gegensatz zur allgemein üblichen Sparsamkeit steht: Das Mieder der Frauen ist reich verziert mit seidenen oder goldenen Tressen, sie tragen sehr kurze Faltenröcke aus einem so festen Stoff, daß diese beim Ausziehen allein stehen bleiben.

Als Kopfschmuck dient den Frauen entweder ein Häubchen aus feinem Leinen, eine Haube aus Samt oder schwarzer Seide, besetzt mit schwarzen Spitzen oder Gold. Andere tragen ein samtenees, mit Pelz besetztes Käppchen, über das sie zum Ausgehen einen breitrandigen Filz- oder Strohhut setzen:

„Stellt man sich in einer solchen Aufmachung ziemlich breit und kräftig gebaute Frauen vor, von denen manche auch feine Gesichtszüge tragen, dann bekommt man ein Bild der typischen Schwarzwälderin.“¹⁷⁾

Die Männer, „hochgeschossen, verschlossen, die Hände in den Taschen“, tragen kurze Kniehosen aus dunklem Leder. Über das Hemd ziehen sie eine meist scharlachrote Weste mit hellen Metallknöpfen; die Weste hält ein breiter Ledergurt zusammen, dazu gehören prächtige, mit Stickereien verzierte Hosenträger.

Über der Weste tragen sie eine Jacke und darüber einen sehr langen Rock, der vorn und hinten zugeknöpft werden kann. Als Kopfbedeckung dient ihnen im Freien ein großer, breitrandiger Filzhut und im Haus eine pelzbesetzte Samtmütze.

Die materielle und psychologische Situation der Emigranten während des Winterlagers

Zum harten Winterwetter und der Abgeschiedenheit des kleinen Schwarzwaldstädtchens kommen finanzielle Probleme und beengte Unterkünfte, die von den Komfort gewohnten adligen Herren heftig beklagt werden.

In einem Rundschreiben vom 13. November läßt Condé, der aus eigenen Mitteln bis dahin jedem Adligen seiner Armee 39 Livres monatlich ausbezahlt hatte, diesen mitteilen, seine finanziellen Mittel seien erschöpft: Falls er von den

Brüdern des französischen Königs oder den deutschen Fürsten keine Hilfe bekomme, müsse er die Zahlungen einstellen. Deprimiert stellt er seinen Leuten anheim, den Dienst zu quittieren und das Winterlager in Villingen zu verlassen:

„Ich nutze bewußt diesen Zeitpunkt, in dem der Adel sein Gehalt bezieht, um ganz offen mit ihm zu sprechen, damit diejenigen, die sich gerne von uns trennen möchten, mehr Wahlmöglichkeiten haben.“ ¹⁸⁾

Auch F. de Romain schreibt im Dezember 1792 an seinen Vater:

„Ich habe überhaupt kein Geld mehr; das heißt, mir bleiben noch ungefähr 100 Francs und meine Uhr, die ich zu verkaufen versuche, was ziemlich schwierig ist, trotz ihres schweren Goldgehäuses.“ ¹⁹⁾

Dankbar rühmt Romain die Opferbereitschaft und Treue vieler Diener, die ihren adligen Herren in die Emigration gefolgt sind:

„Sie seufzen vor Kummer, mitanzusehen zu müssen, wie so bedeutenden Männern das Notwendigste fehlt, oft ein Glas Wein oder eine Tasse Kaffee, die für ihre Gesundheit unentbehrlich sind, weil sie es so gewöhnt sind. Diese braven Leute begnügen sich mit einem Glas Wasser und einem spärlichen Rest Fleisch, den ihre Herren auf dem Tisch stehen lassen. Als Anhänger des Königs brennen sie wie ihre Herren darauf, in den Krieg zu ziehen.“ ²⁰⁾

Diese Anhänglichkeit ging nach Romain bisweilen so weit, daß sie den Adligen „ihre bescheidenen Ersparnisse, die sie in zwanzig Dienstjahren zusammengetragen hatten“, anboten.

Wir sehen, die adligen Herren sind tief von dem Bewußtsein durchdrungen, daß ihnen ihr Glas Wein oder ihre Tasse Kaffee zustehen. Was sie unter Armut und Entbehrung verstehen, ist immer noch sehr erträglich; die Entbehrungen sind vor allem im Vergleich zu ihrer aufwendigen Lebensführung vor Ausbruch der Revolution zu sehen: Von existentieller Not der Emigranten im Villingener Winterlager kann keine Rede sein.

Einige Beispiele belegen, daß sich die Emigranten einigermaßen angenehm einzurichten wußten. So berichtet Romain, daß er zusammen mit einem Freund die Gemeinschaftsunterkunft im Franziskanerkloster aufgegeben hat, weil es ihm dort zu laut war:

„Ich fand dort nicht einmal die Möglichkeit, Euch (d.h. dem Vater) zu schreiben; ein Freund und ich haben uns mit guten Deutschen geeinigt, die uns verpflegen und beherbergen für elf Kreuzer täglich (...) Dafür bekommen wir jeden Tag mittags eine Suppe, ein sehr kleines Stück Fleisch und einen Teller Gemüse, das alles ohne Brot, weil wir jeden zweiten Tag ein Kommisbrot bekommen, das nicht schlecht ist. Abends bereite ich mir mein Nachtessen mit einer kleinen Schüssel geronnener Milch, die mich drei Heller kostet. Ich bröckle mein Brot hinein, und dann gehen wir in unsere Betten schlafen, wo wir oft zwischen zwei riesigen Bergen von Bettfedern schwimmen.“ ²¹⁾

Der Leser kann sich eines Schmunzelns nicht erwehren über diese recht amüsante Darstellung der für viele Franzosen auch heute noch ungewohnten, großen Kopfkissen und Federbetten in Deutschland.

Wir erfahren auch, daß die Herren tagsüber oft in den Wäldern ihrer Jagdleidenschaft frönen, ohne sich um so lästige Fragen wie Jagd- und Eigentumsrechte zu kümmern – Rechte, auf die sie ja bei sich zu Hause, vor der Revolution, peinlich genau Wert gelegt haben! ²²⁾

Und ausführlich wird geschildert, wie die Speisekarte, die sonst aus dem „ewigen gekochten Rindfleisch“ bestand, hie und da durch „Wildpastete aus Rehkeule und Hirschfilet“ raffiniert bereichert wurde.

Ins Schwärmen gerät Romain, wenn er sich erinnert, wie diese Delikatessen sich im Ofenrohr der Kachelöfen des Franziskanerklosters herstellen ließen: Das Wildbret, fein gewürzt, vermischt mit Speck und Fett, wird:

„In eine große Schüssel aus Ton gelegt, deren Deckel man mit dem weichen Inneren unseres Schwarzbrotts luftdicht verschließt; danach wird

die Schüssel genau in die Mitte des Ofenrohrs geschoben, das die gleiche Wirkung wie ein Herd hat. Ihr könnt Euch den feinen Duft vorstellen, den dieses Meisterwerk der Militärkochkunst in dem ärmlichen Gebäude verbreitet.“²³⁾

Der Stolz, der aus so viel kulinarischem Erfindungsreichtum herausklingt, kommt uns auch heutzutage recht bekannt vor:

„Ich glaube, man muß Franzose sein, um seine Zeit mit derlei Dingen zu verbringen.“²⁴⁾

Auch Fürst Condé fand häufig Mittel und Wege, seine Standesgenossen zu regelrechten Empfindungen zu bitten:

„Vor der Tür des großen Wirtshauses, in dem er residiert, sieht man, wie sich Leute abplagen, Nahrungsmittel herzuschleppen, um etwa dreißig royalistische Gäste, die er täglich zu Tisch lädt, zu bewirten, und zwar sehr großzügig, wenn man bedenkt, daß er ein Fürst in der Emigration ist. Sein Grillmeister, den er aus Chantilly hat kommen lassen, hat auf der Straße ein großes Feuer angemacht, über dem sich die Bratspieße, schwerbeladen mit Fleisch, drehen.“²⁵⁾

Was mögen wohl die Einwohner Villingens beim Anblick solcher Szenen von den Klagen über Armut und Not der Emigration gehalten haben? Die Langeweile der Kleinstadt versuchen sich die Herren durch Spiele und sportliche Wettkämpfe zu vertreiben: „Man machte gute Miene zum bösen Spiel.“²⁶⁾

So lädt der Herzog von Enghien, der ebenfalls zum Villingener Winterlager gestoßen ist, die sportlichsten Offiziere seiner Truppe zu Geländewettläufen ein.

„Ach, was würden wir hier fröhlich leben, wenn auf unseren Herzen nicht die Gefangenschaft des Königs und die schlimme Lage unserer Liebsten lasten würde!“²⁷⁾

Die Klage Romaines zeigt sehr anschaulich die Widersprüche zwischen der materiell durchaus erträglichen Lage der Emigration einerseits und ihrer depressiven Stimmung andererseits.

Villingen als Zentrum der Gegenrevolution:

Politische Aktivitäten der Emigranten während des Winterlagers

Diese niedergeschlagene Stimmung der Emigranten hat ihren Grund vor allem in der drohenden Auflösung der Condé-Armee, die wie ein Damoklesschwert über dem Villingener Winterlager schwebt: Wie bereits eingangs erwähnt, fühlen sich die Emigranten von den europäischen Monarchen im Stich gelassen. Prinz Condé entfaltet deshalb von seinem Villingener Quartier aus verzweifelte diplomatische Aktivitäten, um eine Auflösung seiner Armee zu verhindern.

Bereits am 7. November 1792 hat er in einem Brief an Kaiser Franz II. dringend um Geld gebeten, aber nicht einmal eine Antwort erhalten.

Da erscheint es den Emigranten wie eine Fügung des Himmels, als eine Kalesche aus St. Petersburg vor Condés Quartier ankommt:

„Wir haben aus diesem Wagen einen hochgewachsenen jungen Mann mit angenehmen Gesichtszügen aussteigen sehen, bekleidet mit einem pelzgefütterten Mantel (...). Er trat zu uns, fragte, wo der Prinz sei, und begab sich sofort zu ihm. Fünf Minuten später kam er zurück, um jemandem aus dem Gefolge in einer Sprache, die ich nicht verstand, zu sagen, er solle alles ausladen, was sich in seiner Kalesche befinde. Die ersten Gegenstände, die man anpackte, waren kleine Kisten, von denen wir geheimnisvoll reden hörten: 'Es ist Geld!' Aber, um Gottes willen, wie schwer diese Kisten waren! Zwei Männer konnten sie nur mit Mühe tragen, zu viert mußte man sie die Treppe hochschleppen.“²⁸⁾

Bei dem jungen Herrn handelt es sich um den französischen Herzog von Richelieu, der sich im russischen Heer gegen die Türken militärische Verdienste erworben hat und nun im Auftrag der Zarin Katharina II. nach Villingen gereist ist, um Condé und seinen Leuten das Angebot zu machen, sich am Asowschen Meer auf der Krim niederzulassen. Mehr noch als dieses großzügige Asylangebot erfreut die Emigranten

aber der Inhalt der obenerwähnten schweren Kisten: Sie enthalten 60000 Dukaten als Reise-geld.

Condé und sein Stab sähen einen Rückzug auf die Krim freilich als einen Verrat an der gerechten Sache des französischen Königs an – sie benutzen die staatliche Summe vielmehr, um der Truppe finanziell über den Winter im Schwarzwald zu helfen.

Wie wertvoll diese Hilfe der Zarin ist, wird sich wenige Wochen später zeigen, als am 28. Januar 1793 von Wien aus die Auflösungsorder für die Condé-Armee kommt: In brüsker Form teilt der österreichische General Graf Wallis dem Prinzen Condé mit, die Emigranten würden, falls sie es wünschten, zum 1. April 1793 als „einfache Soldaten“, allerhöchstens im Rang von „Unter-offizieren“, in das kaiserliche Heer übernommen. Man konnte aus dem Ton unschwer den „Mangel an gutem Willen und die Antipathie gegen die Soldaten der ehemaligen französischen Armee herauslesen“. ²⁹⁾

Fast gleichzeitig läßt eine weitere Hiobsbot-schaft die Stimmung der Emigranten auf den Tiefstpunkt sinken: Wie eine Bombe schlägt am 25. Januar im Hauptquartier Condés die Nach-richt ein, daß Ludwig XVI. vier Tage zuvor in Paris hingerichtet worden sei. Condé läßt, wie bereits bei Tocha erwähnt ³⁰⁾, in der Franziskanerkirche zu Ehren des Hingerichteten einen Gedenkgottesdienst feiern, dreitausend Emigran-ten versammeln sich in der Kirche und auf dem Kirchplatz. Nach dem Gottesdienst hält Condé eine feierliche Ansprache an seine Leute, die er mit einem flammenden Appell zum Widerstand und zum weiteren Kampf für die Monarchie schließt:

„Aber Sie wissen, meine Herren, es ist ein Grundsatz, daß der König in Frankreich nie stirbt. Möge der Himmel dieses kostbare und wichtige Kind [gemeint ist der achtjährige Kronprinz Louis Charles, Amn. d. Verf.] schützen, das, obwohl für das Glück ausersehen, vom Leben bis jetzt noch nichts kennt außer das Unglück, geboren zu sein! Welches Schick-

sal es auch haben mag, es kann Gott nur wohlgefällig sein. Laßt uns vor seinem Altar, wie es in Frankreich Brauch ist, der neuen Begeisterung für unsere althergebrachte Liebe zu unseren Königen Ausdruck verleihen und unserem rechtmäßigen Herrscher alles Gute wünschen“ Der König ist tot, meine Herren. Der König ist tot! Es lebe der König!“ ³¹⁾

Laut wiederholt die Menge „Es lebe der König!“, und die französischen Emigranten vermerken gerührt, daß auch die Villingen Bevölkerung, die zahlreich auf dem Franziskanerplatz erschienen ist, Mitgefühl und Trauer gezeigt habe: „Das Volk stimmte, so wie es zusammen mit dem Adel Tränen vergossen hatte, in die Hochrufe auf den neuen König ein.“ ³²⁾

Dieses Mitgefühl der Bürger, das die Emigranten so beeindruckt, hält sich am österreichischen Hof offensichtlich in den nüchternen Grenzen der Staatsraison: Wie bereits dargelegt, kommt in Villingen fast gleichzeitig mit dem Kondolenz-schreiben die Auflösungsorder für die Condé-Armee an. Nicht wenige Emigranten stellen ernsthaft Überlegungen an, ob sie nicht doch das Angebot Katharinas II., sich auf der Krim niederzulassen, annehmen sollen.

Condé jedoch kämpft verzweifelt für die Erhaltung seiner Armee und läßt von Villingen aus seine vielfältigen Beziehungen spielen, um den Kaiser umzustimmen. ³³⁾

Unter Hinweise auf die Dukaten der Zarin gelingt es ihm tatsächlich, den Hof zu über-zeugen, daß seine Armee finanziell noch einige Monate überstehen kann und daß Wien lediglich für die Verpflegung der Truppe („pain“) und Futter für die Pferde („fourrage“) sorgen müsse. Tatsächlich erreicht Condé das Unerwartete: Anfang März 1793 wird die Auflösungsorder widerrufen. Allerdings wird die Condé-Armee dem Oberbefehl des österreichischen Generals Wurmser unterstellt und hat sich österreichi-schen Organisationsprinzipien zu unterwerfen. Die große Mehrheit der Adligen erhält den normalen Truppensold von rund neun Kreuzern

pro Tag; nur wenige behalten ihren Offiziersrang, ihnen werden fünfzehn Kreuzer ausbezahlt.

Lediglich zwei Adligen wird ein Generalsrang zugestanden: Condé wird im Range eines Divisionschefs zum Feldmarschall, der Herzog von Bourbon als sein Stellvertreter zum Generalmajor ernannt. Condé akzeptiert ohne Widerrede diese nicht gerade verlockenden Bedingungen und organisierte den Abzug aus dem Villingener Winterlager.

Zwischen dem 26. und 28. März 1793 zieht seine Armee in drei Gruppen aus Villingen und Umgebung ab, um über Oberndorf, Horb, Rottenburg und Cannstatt nach Heilbronn zu gelangen, wo sich alle am 4. April 1793 treffen. Nach zehntägigem Lager in Heilbronn erhält Condé von General Wurmser den Marschbefehl, um sich mit den österreichischen Truppen im Hauptquartier in Speyer zu vereinigen; von hier aus soll zusammen mit dem preußischen Heer das von der französischen Revolutionsarmee besetzte Mainz angegriffen werden.

So scheint der Abschied von Villingen den Emigranten nicht allzu schmerzhaft zu sein, in ihren Memoiren widmen sie ihm nur einige Zeilen; für Condé und seine Leute sind Monate der Untätigkeit, des quälenden Wartens im Schwarzwaldwinter vorbei. Sie haben ohnehin immer das Gefühl gehabt, hier nur geduldet gewesen zu sein, und der Aufbruch in den Kampf erscheint ihnen fast wie eine Erlösung.

Ob die Villingener Bevölkerung über den Abzug ihrer Wintergäste ähnlich erleichtert war? Aufsuchen und Auswertung von Quellen, die die Villingener Perspektive zeigen, wäre sicherlich ein lohnendes Unternehmen.

Anmerkungen:

- ¹⁾ „Es [d.h. Villingen] ist ein wahrhaftes Sibirien.“
- ²⁾ F. de Romain, *Souvenirs d'un officier royaliste*, Paris 1824. Romain, aus dem Arrondissement Saumur stammend, war in der königlichen Armee Hauptmann des Artillerieregiments von Grenoble.
- ³⁾ Michael Tocha, *Villingen im Zeitalter der französischen Revolution (1770-1815)*, Jahreshft XIV (1989/90) des Geschichts- und Heimatvereins Villingen, S. 7-19.

Wertvolle Anregungen zu diesem Aufsatz und die entscheidenden Literaturhinweise verdanke ich meinem Kollegen Michael Tocha, der seinerseits von Arnulf Moser, Konstanz, wichtige Informationen erhielt.

⁴⁾ Eine genaue Erforschung der Villingener Ratsprotokolle sowie einer Chronik der Villingener Ursulinen könnte sicherlich interessante Aufschlüsse bringen.

⁵⁾ Romain, S. 268 f.

⁶⁾ Romain, S. 270

⁷⁾ Romain, S. 278

⁸⁾ Romain, S. 277

⁹⁾ ein Schoppen („un chopine“) Wein entspricht etwa einem halben Liter.

¹⁰⁾ Ein Maß („une pinte de bière“) Bier entspricht etwa einem Liter.

¹¹⁾ Romain, S. 278

¹²⁾ Romain, S. 279

¹³⁾ Zit. nach Dieter Tiemann, *Frankreich- und Deutschlandbilder im Widerstreit*, Europa Union Verlag, 1982

¹⁴⁾ Titel des Chansons: „La grosse noce“ („grosse“ bedeutet im Französischen „dick“).

¹⁵⁾ Romain, S. 278, verwendet den Begriff „tumultes languissants“.

¹⁶⁾ René Cheval, *L'imagerie franco-allemande*, in: *Revue d'Allemagne*, avril-juin 1973.

¹⁷⁾ Romain, S. 273

¹⁸⁾ Romain, S. 265

¹⁹⁾ Romain, S. 289

²⁰⁾ Zit. nach: René Bittard des Portes, *Histoire de l'Armée de Condé pendant la Révolution Française (1791-1801)*, S. 55

²¹⁾ Romain, S. 290 f.

²²⁾ Hierüber müßten in Villingener Quellen, Ratsprotokollen o. ä. sicherlich Klagen zu finden sein.

²³⁾ Romain, S. 283

²⁴⁾ Romain, S. 281

²⁵⁾ La Boutetière, *L'Armée de Condé d'après une correspondance inédite de son chef, 1791-1801*, Paris 1881, S. 8

²⁶⁾ De Piépape, *Histoire des Princes de Condé au XVIIIe siècle*, Paris 1913, S. 176

²⁷⁾ Romain, S. 283

²⁸⁾ Romain, S. 284 f.

²⁹⁾ René Bittard des Portes, S. 59

³⁰⁾ a.a.o., Jahreshft XIV, S. 14

³¹⁾ Romain, S. 292 f.

Der achtjährige Kronprinz Louis Charles wurde von den Royalisten nach der Hinrichtung seines Vaters als rechtmäßiger Thronfolger, Ludwig XVII., angesehen. Das Kind wurde im Juni 1793 auf Befehl des Nationalkonvents einem Jakobiner, dem Schuster Simon, übergeben und soll 1795 umgekommen sein.

³²⁾ D'Ecquevilly, *Campagnes du Corps sous les ordres de son altesse sérénissime Mst le Prince de Condé*, Paris 1818, Band 1, S. 46.

³³⁾ Der Vertraute Condés, Marquis d'Ecquevilly, berichtet sehr ausführlich in seinen Memoiren, wie er mit der diplomatischen Mission betraut wurde, beim preußischen König Friedrich Wilhelm II., vorstellig zu werden, damit dieser wiederum in Wien gegen die Auflösung der Condé-Armee aktiv werde: Ecquevilly, a.a.o. S. 50 ff.

³⁴⁾ Zit. nach René Bittard des Portes, S. 67.

Die letzten Monate des zweiten Weltkrieges

Morand Faust

Der Einmarsch der französischen Armee in Villingen am 21. April 1945 und die ersten Wochen der Besetzung aus der Sicht eines französischen Kriegsgefangenen

In den letzten Kriegsmonaten, um die Jahreswende 1944/45, wo wir im Kriegsgefangenenlager VB - Villingen befürchteten, daß Parteileute gegen uns eingreifen könnten, beschlossen einige französische Kriegsgefangene ein bewaffnetes Kommando aufzustellen zum Schutze ihrer Kameraden.

Das Kommando bestand auf zwölf Mann unter Führung eines Offiziers-Aspiranten. Mit dem Beschaffen von Waffen wurde ich betraut, weil ich zahlreiche Bekannte in Villingen hatte und auch deutsch sprach. Es war möglich, weil im Lager die Bewachung locker geworden war und in der Stadt eine pessimistische Stimmung herrschte. Die Bevölkerung war sehr deprimiert durch die Fliegerangriffe.

Ich hatte bereits den Fotokaufmann Walter Bräunlich kennengelernt. Bräunlich bewunderte Ludendorff, verdamnte aber den Führer und seine Partei. „Die haben uns für ein Jahrhundert politisch ausgeschlossen“ meinte er. Bräunlich und einige seiner Freunde besorgten mir Waffen. Ich schaffte die Waffen heimlich ins Kriegsgefangenenlager.

Bei Bräunlich verkehrte auch der Kaufmann Franz Frank, der in Verbindung stand mit dem französischen Lieutenant Mariani. Mariani war ein ehemaliger Kriegsgefangener, der bei der Firma Fichter und Hackenjós gearbeitet hatte. Im September 1944 floh er in die Schweiz, im März 1945 sprang er aus einem Flugzeug ab und lebte versteckt in Villingen.

Im Frühjahr 45 wurde die Bewachung der Gefangenen noch schwächer als bisher. Ein alter Kriminalbeamter ging täglich im Lager herum, ein harmloser Mann, den niemand fürchtete.

Der Lagerkommandant Hauptmann Götz blieb

bis zum Ende ein disziplinierter Offizier. „Hier werden die Flinten nicht weggeworfen, wie 1918“ sagte er.

Oberst Gall, Standortältester und Stalag-Kommandant wurde äußerst freundlich und zukommend. Er ließ uns seine schönsten Schallplatten.

Riesengroße Buchstaben P. G. (Prisonnier de Guerre) wurden auf die Barackendächer gemalt. Ein Fahnenmast stand mitten im Lager und erwartete die Trikolore. Zuletzt kam die Frage der Gefangenen-Übergabe an die einrückende französische Armee. Sonderführer Rudolf Schindler wurde von Oberst Gall zu diesem Auftrag bestimmt. Die Hauptvertrauensleute der im Lager vertretenen Nationen waren damit einverstanden. Schindler war sehr bekannt, besonders bei den Franzosen (er sprach gut französisch) und hatte keine Feinde.

Am 19. April 1945 rückte der Stab des Stalag und die Stammkompanie ab. Während der Tage davor wurden eine Menge Akten auf dem Kasernenhof verbrannt. An diesem 19. April, kurz nach Mittag, erlitt Villingen den letzten großen Fliegerangriff, diesmal in der Nähe des Lagers. Viele schwere Bomben fielen auf die Firma SABA. Der 20. April war ein schöner, sonniger Vorfrühlingstag. Die Gefangenen gingen zur Arbeit wie üblich. Gegen Abend hieß es: „Die Franzosen sind in Königsfeld!“ Hauptmann Götz, eine Maschinenpistole unter dem Arm, verließ das Lager gegen 20 Uhr. Nun war die Stunde der Übergabe gekommen. Aber sie erfolgte nicht wie vorgesehen. Nach dem Abgang von Hauptmann Götz verständigte sich Sonderführer Schindler mit dem Hauptvertrauensmann Franz, Vertreter der Franzosen, der stärksten Kriegsgefangenengruppe. Beide waren



Oben: Das ehemalige Stalag auf dem heutigen Kasernengelände.

Unten: Die verstorbenen Gefangenen wurden auf dem Villingener Friedhof entlang der alten Marbacher Straße beerdigt, bevor sie nach Kriegsende in ihre Heimat überführt wurden.



überzeugt, daß in aller Kürze die französischen Truppen einrücken würden und wollten absolut Zwischenfälle vermeiden. Sonderführer Schindler übergab das Lager den französischen Kriegsgefangenen, vertreten durch Franz, der sofort das bereits erwähnte französische Schutzkommando hinzuzog.

Der deutschen Wachmannschaft wurden die Waffen abgenommen. Damit wurden französische Gefangene ausgerüstet. Die entwaffneten deutschen Wachleute wurden dann in der „Eingangsbarracke“ eingesperrt, die beim Lagerhauptportal stand. Im Auftrag des Offiziers-Aspiranten begab ich mich in die Bülke-Kaserne, in das Gebäude der Stalag-Kommandantur. Es war bereits Nacht. Im Kellerflur befand sich eine marschbereite Soldatengruppe, die ich gefangen nahm und in das Lager brachte. Ich verhaftete auch den Standort-Offizier, Hauptmann Thum, und brachte ihn ebenfalls in das Lager. Während der ganzen Nacht herrschte Ruhe.

Am 21. April, nach Tagesanbruch, kam Capitaine Besnier vom Lazarett Waldhotel zum Stalag und als Rangältester übernahm er die Führung. Besnier war ein Offizier der Ersten Französischen Armee. Er wurde Anfang April gefangen genommen und in unser Stalag eingeliefert, dann aber in das Kriegsgefangenen-Lazarett Waldhotel verbracht, wo er als nicht-transportfähiger Verwundeter verblieb, obschon er nur leicht verletzt war.

Capitaine Besnier wollte sofort Verbindung aufnehmen mit dem verantwortlichen Repräsentanten der Stadt Villingen. Da er nicht deutsch konnte, war es Sonderführer Schindler, der mit Herrn Hermann Riedel (einzig erreichbarer Repräsentant der Stadt) eine telefonische Unterredung hatte. Auf Wunsch von Capitaine Besnier sollte Herr Riedel zum Stalag kommen zur Übergabe-Verhandlung. Ein Militär-Motorradfahrer war nämlich inzwischen bis zum Stalag gekommen. Es war der erste Kontakt zwischen den Leuten im Stalag und der heranrückenden französischen Armee.

Herr Riedel erschien im Stalag mit einer weißen Fahne, begleitet vom Obergefreiten Steinfeld, Lagerführer der Kriegsgefangenen-Unterkunft Klosterkaserne, und Leandre Saulnier, Vertrauensmann der dort untergebrachten Gefangenen. Die Übergabeverhandlung fand im Büro des bisherigen Lageroffiziers Götz statt. Anwesend waren von französischer Seite Capitaine Besnier, der Offiziers-Aspirant, Chef der bewaffneten Gruppe, Hauptvertrauensmann Franz, Adjutant (Feldwebel) Bernhard, französischer Vertrauensmann (Kriegsgefangener der Armée Française), einige Vertrauensleute der im Stalag vertretenen Nationen und ich selbst. Auf deutscher Seite waren anwesend Herr Riedel, Obergefreiter Steinfeld und Sonderführer Schindler und ich fungierten als Dolmetscher.

Capitaine Besnier erklärte Herrn Riedel, er werde ihn vorläufig auf seinem Amt belassen und gab die Maßnahmen bekannt, die er als Verantwortlicher der Stadt durchzuführen hätte. Der Capitaine war höflich und zeigte keine Schärfe. Während der Verhandlung fiel mir der ernste Gesichtsausdruck des Herrn Riedel auf. Er war sich seiner großen Verantwortung bewußt. Gegen 9 Uhr verließ er das Lager und begab sich auf das Rathaus unter Begleitung einer französischen Wache.

Im Auftrag von Capitaine Besnier ging ich in die Stadt, wo völlige Ruhe herrschte. Die Straßen waren leer. Jetzt kam das Treffen mit der heranrückenden französischen Armee. Ein Spähwagen fuhr durch das Bickentor in die Innenstadt ein. Die Besatzung bestand aus einem Oberleutnant und drei Mann. Sie waren stark bewaffnet. Ich ging auf den Offizier zu und meldete ihm die letzten Ereignisse: Befreiung des Stalags, bewaffnete Ex-Kriegsgefangene, Verhandlung mit dem Vertreter der Stadt Villingen. Zum Schluß sagte ich: die Stadt ist frei, Sie können einmarschieren. Der Oberleutnant befahl mir: „Geben Sie der Bevölkerung bekannt, unsere Truppen werden einmarschieren. Die Leute sollen in ihren Häusern bleiben, Fenster und Türen zu!“ Auf der

Bekanntmachung.

Mit sofortiger Wirkung hat der frühere Kgf. Herr MORAND FAUST die Polizeigewalt in Villingen übernommen.

Allen Anordnungen seiner Organe ist im Interesse der Sicherheit und Ruhe der Stadt unbedingt Folge zu leisten. Die Organe sind mit weißen Armbinden versehen. Jeder Widerstand wird sofort mit Waffengewalt gebrochen.

Bürger meldet alle verdächtigen Leute, welche die Sicherheit der Stadt gefährden können, den Polizeiorganen.

Sitz der Polizei ist das bisherige Polizeigebäude.

Villingen, den 23. April 1945.

Der Bürgermeister:
Bräunlich.

Aufruf an die Bevölkerung Villingens!

Die französische Nation feiert am kommenden Sonntag, den 13. Mai d. J. ihr Nationalfest, das Fest der hl. Johanna, Schutzpatronin von Frankreich.

Die Besatzung wird diesen Tag feierlich begehen und zwar in folgender Weise:

Um 9 Uhr findet eine Truppenparade statt, die sich vom Rietort bis zum Bickentor bewegen wird.

Anschließend an die Parade findet auf dem hiesigen Friedhof eine Gedenkfeier für die während des Krieges verstorbenen Angehörigen der französischen Nation statt.

Daran schließt sich um 10.30 Uhr im Münster ein feierlicher Gottesdienst an.

Die Bevölkerung hat Gelegenheit, in geeigneter Form an dieser Feier teilzunehmen. Es ist gestattet, Fahnen in den Farben Frankreichs zu zeigen, außerdem können die Häuser in diesen Farben geschmückt werden. Auch die Stadtfarben Villingens - blau-weiß - können hierzu verwendet werden.

Die Strassen, in denen die Truppen sich bewegen, können von der Bevölkerung umsäumt werden. Das gleiche gilt für die Totenehrung auf dem Friedhof.

Im Münster ist für die Zivilbevölkerung entsprechender Platz vorgesehen, während das Gottesdienstes selbst bleiben die Türen geöffnet und wird die Feier durch Lautsprecher übertragen werden.

B ü r g e r ! Erweist Euch dankbar für das gütige Schicksal, das Eure Stadt von den schweren Leiden des Krieges verschont hat!

Villingen, den 11. Mai 1945

Der Bürgermeister
Bräunlich

Straßenkreuzung in der Stadtmitte gab ich einige Schüsse ab und schrie: „Straße frei! Die Franzosen ziehen ein!“ Die Villingen schrien „sie kommen, sie kommen“.

Noch vor dem Einmarsch der französischen Truppen baten mich Capitaine Besnier und der Oberleutnant, die sich inzwischen im Rathaus getroffen hatten, ich sollte ihnen einen Bürgermeister vorschlagen. Ich schlug Herrn Walter Bräunlich vor, der zusagte und angenommen wurde.

Bräunlich wurde also in seinem Amte durch den einzigen Willen des französischen Militärs eingesetzt. Herr Riedel, erster Beigeordneter, der in den letzten Jahren die Stadtverwaltung kommissarisch geleitet hatte, blieb im Dienst der Stadt. Dieser erfahrene erste Beigeordnete war unentbehrlich.

Im Laufe des Nachmittags des 21. April rückten französische Truppenverbände - darunter ein Bataillon des 27. Infanterieregiments - in

Villingen ein. Weiße Fahnen wehten an den Häusern. Der Stab des 27. I. R. besetzte die Räume des Rathauses.

Ich verbrachte den 22. April im Stalag bei meinen Kameraden. Am Abend suchte ich Herrn Bräunlich auf. Er war niedergeschlagen. Er sagte mir, das Schwerste sei die Aufrechterhaltung der Ordnung und bat mich dringend, die Polizeigewalt zu übernehmen. Am 23. April, auf Vorschlag von Lieutenant Herrenschildt und Commandant Krau, wurde mir durch Lieutenant-Colonel Rosette, Kommandeur des 27. I. R. und Militärgouverneur von Villingen, die Zivile Polizei der Stadt anvertraut. Lieutenant Herrenschildt war bei der Kommandantur zuständig für zivile Angelegenheiten. Lieutenant-Colonel Rosette hieß richtig Sarda de Caumont (Rosette war sein Tarnname aus der französischen Widerstandsbewegung).

Mir unterstanden von diesem Tage ab die deutschen Polizeibeamten (örtliche Schutzpoli-



Mit dem Schreiben vom 23. April 1945 der Militär-Verwaltung Villingen wird dem früheren französischen Kriegsgefangenen FAUST Morand die zivile Polizei von Villingen anvertraut. Er hat damit alle Gewalt über das Personal der Schupo und der Gendarmerie und ist beauftragt, die Ordnung aufrecht zu erhalten und alle notwendigen Verhaftungen von suspekten Personen zur Sicherheit der Stadt durchzuführen. Er wird feststellen und Buch führen, wo Waffen und Munition gehalten werden, ebenso wer Photoapparate und Radios hat, die schon eingesammelt waren. Er wird mit aller notwendigen Strenge die militärischen Befehle auf dem Gebiet von Villingen durchführen.



Morand Faust

zisten) und die deutsche Gendarmerie. Später wurden noch Hilfspolizisten hinzugezogen. Mein Stellvertreter und Berater war mein Freund Pierre Hambye, ehemaliger Kriegsgefangener und von Beruf Jurist in Belgien.

Es war in den ersten Tagen schwer, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Viele Ausländer waren noch bewaffnet und es hätte leicht zu Schießereien kommen können. Es wurde zerstört, geplündert, auch Gewalttätigkeiten und Abrechnungen gab es. Die deutschen Polizisten waren meist machtlos, obschon sie Armbinden mit der Aufschrift „Police“ trugen. Im Stalag, in der Knabenschule und im Gefängnis waren viele Zivilisten eingesperrt, meistens in den ersten Tagen grundlos verhaftet (der Direktor von Maria Tann zum Beispiel). Mit der Genehmigung von Commandant Krau bekam ein großer Teil wieder die Freiheit.

Dagegen verlangte die Militärregierung Verhaftungen. Eine Liste wurde auf dem Bürger-

meisteramt aufgestellt (also von Deutschen aufgestellt) und zur Ausführung der Militärregierung übergeben. Es gab auch eine politische Polizei, die mir nicht unterstand, deren Chef Franz Frank war, der seine eigene Politik und sein eigenes Interesse verfolgte. Ich hatte viel Ärger mit dem Mann.

In der Nacht vom 24. April versuchten deutsche Truppen vom südlichen Schwarzwald her einen Durchbruch nach Ost-Südost, Richtung Allgäu. Dieser Durchbruch im Süden der Stadt schien Villingen zu bedrohen. Die Bevölkerung fürchtete sehr eine Rückkehr der deutschen Truppen, besonders der Waffen-SS. Aber Marbach wurde noch einmal in das Kriegsgeschehen einbezogen. Es gab Tote beiderseits. Einige Zivilisten des Dorfes wurden als Geiseln nach Villingen gebracht. Pfarrer Alfons Hirt wollte ihre Stelle einnehmen. Seine Bitte wurde abgelehnt.

Täglich marschierten lange Kolonnen deutscher Kriegsgefangener durch die Stadt. Alle Waffen-

gattungen der Wehrmacht waren vertreten. Am 30. April verabschiedete sich Commandant Krau von Bürgermeister Bräunlich und am gleichen Tag fand die erste Besprechung mit dem neuen Militärgouverneur Capitaine Pierre Robert statt. Lieutenant-Colonel Rosette, Commandant Krau und Lieutenant Herrenschmidt, die einzigen des Regimentsstabes, die ich kannte und deren Abschied von Villingen ich sehr bedauerte, waren tadellose Offiziere. Capitaine Robert war ein stattlicher, vornehmer Mann. Er dachte damals schon an deutsch-französische Versöhnung und Freundschaft. Mit seiner Einwilligung wurde das Fronleichnamsfest prächtig gefeiert und auch das Fest der Heiligen Jeanne d'Arc (die Jungfrau von Orleans). Die beste Tat von Capitaine Robert: er ließ die politische Polizei auf. Am Waffenstillstandstage, als die Glocken

läuteten, hörte ich jemand neben mir sagen: „Jetzt gibt es kein Deutschland mehr!“ Es war der erste Tag einer neuen Zeit für Deutschland. Ich verließ Villingen im Juni 1945, um nach mehrjähriger Abwesenheit in meine französische Heimat zurückzukehren.

1^{re} Armée Française
2nd C.A. - 5th Bureau
M. F. R.
Centre de Documentation

AVIS TRES IMPORTANT

Les derniers départs pour le rapatriement vers la FRANCE, seront terminés le 20 Juin 1945. Passée cette date, tout Prisonnier, Déporté ou Réfugié non rapatrié, devra obligatoirement être muni d'un permis de séjour décennaire renouvelable qui lui sera délivré après justification, par le Centre de Rapatriement dont il dépend. Tout individu ne possédant pas ce permis de séjour, sera considéré comme suspect et traité comme tel.

P. C., le 2 Juin 1945.

Le Commandant M. F. R. du 2^{me} C. A.
p. o. le Chef de Centre

... und welche Erinnerungen haben Villingen an diese schwere, ereignisreiche Zeit?

BULLETIN D'INFORMATION

du Gouvernement Militaire de Villingen

Mitteilungen der Militärregierung für die Stadt u. den Landkreis Villingen

Nr. 11

Samstag, den 1. Dezember

1945

Ouverture des Cabines téléphoniques

A partir du 28 novembre 1945, l'établissement des communications téléphoniques privées locales et interurbaines sera autorisé à partir des cabines publiques installées dans les bureaux de la Deutsche Post.

Le demandeur de ligne communication interurbaine devra, au moment où il formuler sa demande, présenter au préposé à la cabine une pièce d'identité qui sera vérifiée simultanément au procès verbal tenu par cet agent.

Les Militaires Français et alliés ou civils, pourront également, moyennant paiement de taxes réglementaires, demander des communications à partir des cabines installées. Aucune pièce d'identité ne leur sera demandée.

Toutefois, lorsqu'il s'agit d'une communication ayant trait au service, le personnel obtient le confortement nécessaire, par leur suite, de la taxe perçue, sur présentation d'un récépissé qui leur sera délivré gratuitement par le préposé à la cabine, en attendant la réglementation des réquisitions.

Les cabines à paiement, installées dans les auberges, hôtels, bars et autres lieux publics, restent fermées jusqu'à nouvel ordre. (Par ordre du Gouvernement Militaire.)

Ouverture des Téléfonkabinen

Die Wiedereröffnung der privaten Orts- und Ferngespräche an den Kabinen der Deutschen Post, wird ab 28. November 1945 ermöglicht.

Beim Antrag auf Ferngespräche ist dem Benutzer die Kennkarte vorzulegen; die Postsondierstationen an Hand dieser Karte sind dem Benutzer zu unterstützen bzw. zu unterstützen.

Französische und alliierte Soldaten dürfen, gegen Bezahlung der gesetzlichen Gebühren, öffentliche Telefonkabinen, die bis zum 28. November 1945 geschlossen waren, benutzen.

Handelt es sich jedoch um dienstliche Gespräche, so kann ihnen die Gebührenerstattung rückwärts werden, gegen Vorlegen der Bescheinigung, die ihnen der Beamte gratis ausstellen wird.

Die öffentlichen Telefonkabinen in Gasthäusern, Restaurants, Hotels, Straßen und sonstigen öffentlichen Stellen bleiben weiterhin geschlossen.

(Im Auftrag der Militärregierung)

Service des recherches

Le Service Central des recherches, fonctionnant dans toutes les zones d'occupation et ayant son siège à Colmar, fonctionne de manière dans le zone française. Ce service s'occupe de la recherche de toute personne disparue, notamment des Militaires, Soldats libérés, anciens internés aux camps de concentration et Evacués.

S O M M A I R E I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

page 2	Personnel enseignant auxiliaire
Seite 2	Verkauf von Schulhefters - Verkauf von
page 3	Circulation - Resonnement du détail
Seite 3	Verkehr - Verkauf
page 4	Augmentation des impôts
Seite 4	Steuererhöhung

Heures de vente des magasins de commerce en détail

Dans l'action d'économie de guerre déclinée et de changeage, les heures de vente des magasins de commerce en détail, notamment des magasins de vires et des boulangeries de la ville de Villingen sont ainsi fixées en semaine, tous les jours de 9 h. à 12 h. et après-midi des mardi et samedi de 14 h. à 17 h.

Les heures de vente des bouceries sont ainsi fixées: Les mardis - 1 samedi de 9 h. à 12 h. et de 14 h. à 17 h.

Pour les autres communes de l'arrondissement, des directives seront données dans la suite, en tenant compte des circonstances locales. Le Landrat.

Im Anschluß an diese eindrucksvolle Schilderung der letzten Kriegsmomente durch Morand Faust hätten wir gern auch einen korrespondierenden Bericht eines Villingers - oder einer Villingerin veröffentlicht. Wir hoffen, daß wir hiermit eine kompetente Persönlichkeit aus den Reihen unserer Mitglieder aufgefordert haben, für unser nächstes Jahresheft den hier fehlenden Bericht zu schreiben. Über entsprechende Vorschläge freut sich die Redaktion.

Die deutsch-französischen Beziehungen in Villingen im Jahre 1992

Marc Henninger

Die etwa 2500 Mitglieder der französischen Gemeinschaft bilden einen beachtlichen Teil der Villingener Bevölkerung im Jahre 1992. Diese Gemeinschaft kann zwei verschiedene Lebensweisen adaptieren:

1. Die Weltfremdheit, wo die Menschen kaum Verbindungen mit den Deutschen haben und sich zufrieden geben mit den bestehenden französischen Strukturen, d. h. eigener Lebensmittel-Laden, Kino, Offiziers- und Unteroffiziersheim, Sportvereine, Bibliothek und Videothek.

2. Das Integrieren in die deutsche Umwelt in allen Lebensbereichen (Beruf, Wirtschaft, Kultur, Familie) und mit dem ständigen Willen der beiden Bevölkerungen, die deutsch-französischen Beziehungen zu erweitern.

So wie die erste Lebensart schädlich und nutzlos ist, so ist die zweite eine Bereicherung und Aufwertung, die der heutigen geopolitischen Lage vollkommen angemessen ist. Selbstverständlich ist die zweite Lebensart schon seit langem angenommen worden und macht immer noch Fortschritte. Das bedeutet also, daß die deutsch-französischen Beziehungen in Villingen hervorragend sind.

Es ist jetzt interessant, diese Tatsache zu untersuchen, wenn man zum einen nach den Ursachen sucht und zum anderen die Verwirklichung dieser Beziehungen aufzeigt.

Die Gründe für die hervorragenden deutsch-französischen Beziehungen

Villingen liegt im Land Baden-Württemberg und die Geschichte dieser deutschen Gegend ist eng mit der Geschichte von Ostfrankreich, besonders mit Elsaß-Lothringen verbunden. Diese Teile Frankreichs und Deutschlands haben mehrere Gemeinsamkeiten, so z. B. Klima, Länderkunde,

Traditionen, Landessitten, Sprache, Religion und Kultur. Dennoch sind die Einwohner dieser beiden Regionen die Vertreter von zwei verschiedenen Nachbarvölkern, die im Geschichtsverlauf öfter als Feinde erklärt waren. Aber in der Tat – beiderseits des Rheins – haben die Menschen diese zeitweilige Gegnerschaft immer wieder durch Begegnungen, ihren Gedankenaustausch und ihre Freundschaften über Grenzen hinweg aufgehoben. Also ist ein Deutscher im Elsaß kein Unbekannter und ein Franzose in Villingen für niemand eine Überraschung. In natürlicher Weise ist Villingen für den Empfang der Ausländer und besonders der Franzosen geeignet. Die Villingener und die Bewohner der Villingener Umgebung bekunden ein besonderes Interesse für Franzosen und für alles, was mit Frankreich zusammenhängt.

Die französische Gemeinschaft stellt derzeit 6,5 % der Villingener Bevölkerung. Diese geringe Anzahl könnte ein Ghetto oder einen Minderheits-Effekt erzeugen. Das ist erfreulicherweise nicht der Fall, denn auf beiden Seiten haben sich die Menschen bemüht, das zurückgezogene, „abgekapselte“ Leben zu verhindern. Diese anerkannte geistige Aufgeschlossenheit fördert die Verbindungen, bringt Gemütlichkeit für die Menschen und ermöglicht es, neue Freundschaften zu schließen.

Ein weiterer Grund für die gute Qualität der deutsch-französischen Beziehungen liegt im Wirtschaftsbereich. In der Tat muß man erkennen, daß die Anwesenheit der französischen Armee mit 270 Familien, 1200 Soldaten und außerdem die Familien der 80 Franzosen, die in Villingener Betrieben arbeiten, besondere Wirkung auf das wirtschaftliche Leben der Stadt haben. Obwohl die französische Armee weitgehend

autonom ist, kann und will sie nicht alles selbst produzieren. Rege wirtschaftliche Kontakte sind vorhanden. Auch dies ist sicher ein Grund für gute deutsch-französische Beziehungen.

Der dritte Grund ist sentimentaler Art. Sowohl die Einheimischen als auch die Franzosen lieben die schönen Dinge des Lebens (Gastronomie, Festlichkeiten, Treffen mit Freunden, Stammtisch). Darüber hinaus sind viele Franzosen, die in Villingen leben, mit deutschen Frauen verheiratet, kennen Deutschland und die Deutschen und haben alles getan, um wiederzukommen. Da sie diese Wahl getroffen haben, gefällt ihnen die deutsche Lebensart und solche Empfindungen sind ebenfalls günstig für die deutsch-französischen Beziehungen.

Die Verwirklichung der deutsch-französischen Beziehungen

Man kann diese Beziehungen in drei Kategorien einteilen: beruflich, kulturell und Familie.

Wir haben bereits festgestellt, daß die Anwesenheit eines französischen Regiments ein wesentlicher Faktor für die Qualität der beiderseitigen Beziehungen ist. Ein Beweis ist die Patenschaft des französischen Regiments mit einem ähnlichen deutschen Bataillon in Immendingen. Eine Patenschaft besteht nicht nur aus einer schönen Urkunde, die feierlich von den militärischen Behörden unterschrieben wird; es ist auch – und hauptsächlich – gemeinsame Arbeit mit mehreren Übungen, Lehrgängen und Wettbewerben, die jährlich veranstaltet werden. Trotz der Entfernung der beiden Standorte sind die Aktivitäten von Dauer und konstruktiv. Sie ermöglichen eine bessere gegenseitige Menschenkenntnis sowie der beruflichen Seite. Das fördert die Integration der Franzosen in Deutschland.

Ein Regiment, das in einer Stadt stationiert ist, benötigt gute Verbindungen zu verschiedenen Verwaltungsbereichen, der Kreis- und Stadtverwaltung, dem Kulturamt, der Feuerwehr, Polizei, Bahn und Post, dem Forstamt, um nur einige zu nennen. Diese verpflichtenden Beziehungen könnten auch Spannungen unterliegen aufgrund

der vorhandenen Probleme, die nicht angenehm sind. Man kann jedoch feststellen, daß viele Verhandlungen immer gut ablaufen, dank gegenseitigem Verständnis und Freundlichkeit. Das gilt auch für die beiderseitige Nutzung von Sportanlagen, Schießanlagen und verschiedenen Gebäuden. Nahezu immer wird den Anforderungen entsprochen, zum größten Vorteil beider Seiten.

Nicht unerwähnt bleiben dürfen unsere Kinder, welche schon im jüngsten Alter die freundschaftliche Beziehungen in den deutschen und französischen Grundschulen in Villingen erleben.

Auf dem Gebiet der Kultur sind die Kontakte von Dauer und vielfältig. Wie bekannt, gibt es Patenschaften zwischen der Stadt Villingen-Schwenningen und dem französischen Bataillon, Partnerschaften mit den Städten Pontarlier und La Valette du Var. Die Deutsch-Französische Gesellschaft (DFG) trägt reichlich bei zu guter Qualität der Beziehungen und fördert Veranstaltungen, auf denen sich Deutsche und Franzosen begegnen, um die beiden Lebensarten besser verstehen und kennen zu lernen: Konzerte, Besichtigungen, Ausflüge, Tanzabende und diverse andere Festlichkeiten.



Méchoui der DFG im Herbst 1987



Marc Henninger am 16.5.92 auf dem 25jährigen Jubiläum der Deutsch-Französischen Gesellschaft

Die Kenntnis der Traditionen ist sehr gründlich. Die Franzosen sind bei dem Fest, das den Villingern sehr viel bedeutet – der Fasnet – immer dabei. Ohne die Franzosen könnte diese Festlichkeit „Fast’net“ stattfinden! Aber dem ist nicht so. Die Fastnachtsvereine der Stadt laden systematisch die Franzosen ein und vergessen nie die „Garnisonsangriffe“, bei denen die Franzosen dreimal am Tag den Kampf verlieren und nach jedem Angriff wiedererstehen.

Zu den kulturellen Ereignissen gehört auch der Sport. Hierbei sind die Beziehungen besonders eng. Viele Schützenvereine (Historische Grenadiere, Polizeisportverein, Bundespostverein) benutzen die französischen Schießanlagen, laden die französischen Freunde zu Wettveranstaltungen ein und alles spielt sich ab, als ob es immer so gewesen wäre.

Auch im Bereich der Familien werden die deutsch-französischen Beziehungen leicht verwirklicht durch:

- die französischen Offiziere und Unteroffiziere, die mit deutschen Frauen verheiratet sind (11 %).
- die Einschulung einiger französischer Kinder in deutschen Schulen.
- die in beruflichen und kulturellen Aktivitäten

geknüpften Freundschaftsbande. Eine einfache Begegnung verwandelt sich in Kameradschaft und dann in eine Freundschaft, die der Zeit und den Ereignissen widersteht. Sogar nachdem die französischen Familien Villingen verlassen haben, bleiben diese mit ihren deutschen Familien in dauerhafter Verbindung.

– die Feiertage um Weihnachten und Neujahr, wo deutsche Familien französische Soldaten einladen, um gemeinsame Tage zu verbringen. Wir können also zum Schluß feststellen, daß auf sehr vielen Gebieten die Beziehungen hervorragend sind. Diese guten Verhältnisse müssen aufrecht erhalten und noch verbessert werden. Jetzt erst recht, wo unsere beiden Länder und Völker sich in einem vereinten Europa ohne Grenzen noch mehr als in der Vergangenheit begegnen und gemeinsame Interessen zum Wohle aller verwirklichen wollen.



Idylle am Straßenrand?

Wie wir alle wissen, werden die zahlreichen Partnerschaften unserer Stadt auf großen, hübschen, bunten Tafeln an den Zufahrtsstraßen dokumentiert.

Schade, daß die Autofahrer, die mit Tempo 70 dort vorbeifahren, so viel Bild- und Textinformation auf einen Blick nicht so schnell erfassen können.

Und Fußgänger kommen dort nicht vorbei. Wie wäre es, wenn man solche – oder ähnliche – Tafeln zusätzlich in den Fußgängerzonen unserer Stadt aufstellen würde?

Buchbesprechung

Uwe Conradt

Klaus Ringwald

Der Münsterbrunnen in Villingen

Herausgegeben von der Stadt Villingen-Schwenningen und Klaus Ringwald

Belser-Verlag Stuttgart und Zürich 1992

Stärker noch als die Portaltüren am Villingen Münster ist der Brunnen von Klaus Ringwald zu einem Ort von Kommunikation geworden. Fast zu jeder Tageszeit kann man Besuchergruppen finden, lesend, diskutierend, erklärend. Was bei den Türen wichtig war, die Beschreibung der Szenen aus Altem und Neuem Testament, der Bezug zur „hohen Politik“, das entfällt beim Brunnen. Die Identifizierung der Porträts, ein beliebtes Spiel der Villingen, ist viel eindeutiger geworden. Kaum noch ist das Rätseln wichtig. Zu eindeutig sind die Porträts, die Stärke eines Ringwald. Und die Porträtnähe ist einem Klaus Ringwald in diesem Zusammenhang auch nicht wichtig. Stattdessen Stationen aus der Geschichte, der Gegenwart, Tafeln zu denkwürdigen historischen Ereignissen. Die Porträts werden zu Typen einer bestimmten Zeit. Der Brunnen als eine Art Bilder- und Lesebuch zur Stadtgeschichte – braucht's da noch noch einen Bildband zum Brunnen?

Die Aufgabe, die sich dem aus Salem am Bodensee stammenden Fotografen Bernhard Fuchs stellte, war ungleich schwieriger als bei den beiden Portaltüren des Villingen Münsters. Blieben diese noch weitgehend im Relief, kommen beim Brunnen vollplastische Figuren hinzu. Das Wechselspiel von Licht und Schatten wirkt umso stärker. Manchmal, bei längerer Verweildauer vor dem Brunnen, scheint es, als würden sich die Figuren drehen, sich bewegen. Das Foto aber kann nur den Augenblick wiedergeben, und eine „Schokoladenseite“ gibt es nicht. Jede Ansicht ist spannend, wichtig. Gerade im Zusammenspiel von Angeleuchtetem und Verschattetem liegt der Reiz des Brunnens. Eine Beobachtung, die selbst der flüchtig Vorübergehende schon machen kann.

Auf die einzig mögliche Art hat sich Bernhard Fuchs der Aufgabe genähert: der Rundgang, der jeweils drei Seiten des Brunnen-Achtecks abbildet, dann die Detailaufnahmen der Figuren. Die Inschrift auf den Textplatten wird auf der gegenüberliegenden Seite wiederholt. Das hat den Vorteil, daß die Seiten im Überblick dem Auge des Betrachters folgen. Jeder Betrachter wird zunächst die ihm zugewandte Gesamtansicht suchen, dann die Details abfragen. Die Reihenfolge der Seitenansichten im Buch entspricht dem historischen Ablauf, der dargestellt wird und der zugleich immer eine Epoche der Architekturgeschichte widerspiegelt: von der Romantik bis zum „Betonstil“. Vor Ort kann sich der Betrachter Anfangs- und Endpunkt frei wählen, im Buch ist die historische Folge sinnvoll.

Allein durch einfachen Standortwechsel erreichen die Figuren und Figurengruppen ihre Plastizität. Mal erscheint die Frau, die den Kopf aus dem Fenster hält, um ihre Haare im Strahl des Wassers zu reinigen, in Normalsicht, wie es der Betrachter vor Ort nicht könnte, mal in Untersicht, wobei die Kamera sich zugleich um das Objekt herumzugehen scheint. Dieser Vorgang ist bei allen Fotografien zu beobachten. Gerade die Ansichten, die vor Ort unmöglich sind, vervollständigen das Bild des Brunnens, das auch dem eingeweihtesten Betrachter noch Neues bieten kann. Daß die Hintergründe der Fotografien ohne Tiefe sind, ist notwendige Konsequenz. Nicht auf Münster und Bürgerhäuser kommt es an, sondern allein auf den Brunnen und seine Gestaltung. Die Fotos von Bernhard Fuchs bilden nicht einfach nur die Realität des Kunstwerkes ab, sind nicht nur die eigentlichen Glanzstücke des Buches, sondern

erfüllen die Aufgabe des Erklärens, werden selbst zum Kunstwerk.

Rolf Legler interpretiert im Anschluß an die Fotos und Texttafeln die einzelnen Seiten des Brunnens und ordnet ihn ein in die Kultur- und Kunstgeschichte von Brunnen und Quelle. Eine kritische Anmerkung sei vermerkt: Rolf Legler bezeichnet die „klassizistische“ Front des Brunnens als Schauseite. Sicher, die Zeit des Verlustes alter Rechte und alter Zugehörigkeit, der auch schmerzliche Neubeginn im badischen Großherzogtum, war ein entscheidendes Ereignis der Geschichte der Stadt. Aber der in Anlehnung an das alte Taufbecken achteckige Brunnen kennt nur Schauseiten. Jede Seite ist gleich wichtig, was nicht bedeutet, daß sich nicht jeder Betrachter vor dem Brunnen seine Lieblingsseite aussuchen mag. Leicht faßbar geschrieben ist der Text, kulturhistorische Details werden unaufdringlich eingestreut. Gerade durch seine Kürze ergänzt der Text die Daten, die dem unvoreingenommenen Betrachter notwendig fehlen müssen. In diesem Text finden sich auch Hinweise zu den Türen: Schwarz-Weiß-Abbildungen und kurze Erklärungen der Bildtafeln. Das ist natürlich – zu wenig, um sich mit diesen Türen zu beschäftigen. Dazu hat der

Belser-Verlag schließlich auch einen anderen Band herausgegeben. Mehr als nur Werbung für diesen Bildband sind die Hinweise trotzdem. Sie machen deutlich, in welcher Tradition ein Klaus Ringwald steht.

Die Kurzbiographie von Münsterpfarrer und Dekan Kurt Müller über den Künstler Ringwald ist weit mehr als nur das Aufzählen von Daten. Darauf verzichtet er fast völlig. Der Mensch Klaus Ringwald soll dem Leser nahegebracht werden. Manchmal liest sich diese „Biographie“ wie eine „Liebesgeschichte“. Hier ist ein kunstbeflissener und weltoffener Mann fasziniert von Person und Werk. Klaus Ringwald hat ihn ein Stückweit auf seinem Weg seit der Entstehung der Münstertüren begleitet. Hier schreibt ein Freund über den Freund. Und diese Art der Biographie wirft ein besseres Licht auf den Künstler, als es dürre Fakten könnten. Und wem das Herz voll ist ...

Ein Buch für die Villingen, um sich zu vergewissern, daß ihre geschichtlichen Kenntnisse über das Städtle auf dem letzten Stand sind. Ein Buch für die Zugereisten, damit sie mitreden können und vielleicht auch als erster Einblick in die fast tausendjährige Geschichte ihrer neuen Heimatstadt.

Literaturangebot der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen

Die Übersicht im Jahresheft XVI über Restbestände der Schriften unseres Vereins und die bisher veröffentlichten Beiträge zur Geschichte unserer Stadt und der Region wäre unvollständig, wenn diese nicht durch das Literaturangebot der Städtischen Museen ergänzt würde. Wir haben deshalb Dr. Maulhardt gebeten, uns eine Liste über die durch das Stadtarchiv und die Städtischen Museen angebotenen Schriften zur Verfügung zu stellen, die wir auf den folgenden 4 Seiten veröffentlichen. Besonderer Dank gilt Frau Dr. Stadie-Lindner, die das Manuskript dafür erstellte.

Nicht berücksichtigt sind Veröffentlichungen, die zwar vom Thema her diese Übersicht ergänzen würden, aber nicht von der Stadt herausgegeben wurden.

Diverse Veröffentlichungen

Benzing, Martin / Benzing Otto

Unsere Vorfahren in Schwenningen und auf der Baar

Ahnentafel von Martin Benzing, VS-Schwenningen: Selbstverlag, 1982 - 52 S.

Ahnenforschung zur Familie Benzing.
DM 13,50 (Schwenninger Heimatmuseum)

Bibliographie Villingen

Hg. Stadtarchiv, Villingen 1979 - 39 S.

Zur Geschichte der Stadt Villingen.
DM 3,00 (Villinger Museen)

Bürk, Richard

Die Schwenninger Uhrmacher bis um's Jahr 1929

Ein Beitrag zur Geschichte der Schwarzwälder Uhrenindustrie, Hg. Manfred Reinartz, VS-Schwenningen: Hermann Kuhn GmbH & Co. KG, 1990 - 61 S.: 1 Abb. (ISBN 3-87450-019-5)

Schwenninger Handwerks- und Industriegeschichte. Schwarzwälder Uhrenindustrie.
DM 5,00 (Schwenninger Heimatmuseum)

Conradt-Mach, Annemarie

Arbeit und Brot

Die Geschichte der Industriearbeiter in Villingen und Schwenningen von 1918 bis 1933

Mitarbeit Uwe Conradt, Villingen-Schwenningen: Neckar-Verlag, 1990 - 320 S.: 97 Abb.

(Veröffentlichungen aus Archiv und Chronik der Stadt Villingen-Schwenningen) (ISBN 3-7883-0869-9)

Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schwenningens und Villingens. 1918-1933.
DM 15,00 (Schwenninger Heimatmuseum, Villinger Museen)

Conradt-Mach, Annemarie

Feinwerktechnik. Arbeitswelt. Arbeiterkultur:

Ein Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Villingens und Schwenningens vor 1914

Mitarbeit Uwe Conradt u. Rolf Nickstadt, Villingen-Schwenningen: Neckar-Verlag, 1985 - 238 S.: [ca. 140] Abb.

(Veröffentlichungen aus Archiv und Chronik der Stadt Villingen-Schwenningen) (ISBN 3-7883-0845-1)

Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schwenningens und Villingens vor 1914.
DM 12,00 (Schwenninger Heimatmuseum, Villinger Museen)

800 Jahre Mühlhausen in der Baar

Festschrift der Stadt Villingen-Schwenningen zur 800-Jahrfeier des Stadtbezirks Mühlhausen 13.-15. Juli 1979. [ohne Angaben] - 105 S.: [ca. 71] Abb., 2 Karten (Schriftenreihe der Stadt Villingen-Schwenningen, Bd. 5)

Geschichte und Einrichtungen von Mühlhausen.
DM 6,00 (Schwenninger Heimatmuseum)

Fuchs, Josef

Die Bickenkapelle

Ein Gedenkbüchlein 1976. Hg. Münsterpfarrei Villingen, VS-Villingen: C. Revellio KG, 1976 - [20] S.: [11] Abb., mit einer Beilage - [4] S.: [1] Abb.

Geschichte der Bickenkapelle und ihres Näglinkreuzes. Anlaß: Errichtung des Gedenkkreuzes am ehemaligen Ort der Kapelle.
DM 1,00 (Villinger Museen)

Fuchs, Josef

Die Ratsverfassung der Stadt Villingen

Hg. Wilhelm Binder, Villingen: Müller-Druck, 1972 - 111 S.: [22] Abb.

Einblick in die Verfassungsgeschichte und das Leben in der Stadt Villingen.
DM 12,00 (Villinger Museen)

Gebote und Verbote der Heiligkreuz-Bruderschaft Rottweil

für die Dörfer Deißlingen, Dauchingen, Weilersbach und Mühlhausen. Eine Sammlung von Rechtsvorschriften aus dem 16. Jahrhundert, Hg. Manfred Reinartz im Auftrag der Stadt, VS-Schwenningen: Hermann Kuhn GmbH & Co. KG, 1987 - 24 S.: [4] Abb.

(Veröffentlichungen aus Archiv und Chronik der Stadt Villingen-Schwenningen) (ISBN 3-87450-012-8)

Rechtsvorschriften des 16. Jahrhunderts der Heiligkreuz-Bruderschaft / Rottweil.
DM 5,80 (Schwenninger Heimatmuseum)

Haag, Karl

Ein Menschenleben in acht Verwandlungsbildern

Von einem alten Lehrer. Autobiographie, Einführung von Rolf Mehne, Mitarbeit von Manfred Reinartz u. Johannes Benzing, Hg. Stadt Villingen-Schwenningen, [ohne Angaben], 1982 - 256 S.

Posthume Publikation des im Schwenninger Heimatmuseum verwahrten Manuskripts der Autobiographie von Karl Haag (1860-1946).
DM 5,00 (Schwenninger Heimatmuseum)

*) Diese Veröffentlichungen sind teilweise auch über den Buchhandel zu beziehen.

Hausen, Ekkehard / Dannek, Hartmut

„Antifaschist verzage nicht . . .!“

Widerstand und Verfolgung in Schwenningen und Villingen 1933-1945

Hg. Villingen-Schwenningen, Villingen-Schwenningen: Neckar-Verlag, 1990 - 161 S.: 170 Abb.

(Veröffentlichungen aus Archiv und Chronik der Stadt Villingen-Schwenningen) (ISBN 3-7883-0874-5)

Kirchen, Parteien, Arbeiterbewegung.

DM 18,50 (Schwenninger Heimatmuseum)

Heinzmann, Gustav

**Bildkunst vom Schwarzwald und von der Baar
Der Maler und Grafiker Richard Ackermann**

Hg. Stadt Villingen-Schwenningen, VS-Villingen: Todt-Druck GmbH, 1979 - 84 S.: 29 S. Abb.
(Schriftenreihe der Stadt Villingen-Schwenningen, Bd. 5)

Biographie. Werk. Umfeld Ackermanns.

DM 20,00 (Villinger Museen)

**Inventar über die Bestände des Stadtarchivs
Villingen**

Urkunden, Akten und Bücher des 12.-19. Jahrhunderts, („Rodersches Repertorium“), bearbeitet von Hans-Josef Wollasch, Villingen-Schwenningen: Ring-Verlag, 1970/71, 2 Bde. - Bd.1 Urkunden - 383 S., Bd.2 Akten u. Bücher. Register - 303 S.

(Schriftenreihe der Stadt Villingen-Schwenningen, o. Z.)

Repertorium von Roder.

DM 20,00 (Villinger Museen)

**Kurze Geschichte des ehemaligen Benediktiner-
Stiftes St. Georgen auf dem Schwarzwald,**

seinen geliebtesten Mitbrüdern und der theursten Vaterstadt Villingen, als dem beinahe 300jährigen St. Georgens Aufenthaltsorte gewidmet, von P. Johann Baptist Schönstein, M. Einsiedeln: Benziger und Söhnen, 1824 - u. a. Dokumente zur Geschichte -, Hg. J. Fuchs [ohne Angaben] - [20] S.: [1] Abb.

Geschichte des Benediktinerstifts, Listen der Äbte und Konventmitglieder. Anlaß: 300jähriges Jubiläum der Grundsteinlegung der Münsterpfarrei.

DM 2,00 (Villinger Museen)

**Die Pestflucht der Universität Freiburg nach
Villingen**

Hg. Stadtarchiv Villingen - J. Fuchs, Stadt Villingen-Schwenningen, VS-Villingen: Wetzels-Druck KG, 1986 - [20] S.

Geschichtliche Entwicklung der Pestflucht von Richard Fallner.

DM 1,00 (Villinger Museen)

Pfründ-Archiv Villingen

Hg. Josef Fuchs, Villingen-Schwenningen: Müller-Druck GmbH & Co., 1982 - 620 S.: [45] Abb.

Regesten des Pfründarchivs/Pfarrarchivs der Pfarrei Villingen. Pfarrorganisation. Pfarrei- und Stadtgeschichte.

DM 30,00 (Villinger Museen)

Reinartz, Manfred / Weber Benzing, G. F.

Schwenninger Bilddokumente 1850-1930

Hg. Ernst Revellio, Villingen-Schwenningen: Verlag Revellio, 1977 - 135 S.: [183] Abb.

(Schriftenreihe der Stadt Villingen-Schwenningen, Bd. 1) (ISBN 3-88277-003-1)

Veränderung des Schwenninger Stadtbildes. Vom Bauerndorf zur modernen Industriegemeinde.

DM 28,60 (Schwenninger Heimatmuseum)

Schnell, Irmgard

**Zur Problematik der Restaurierung von Gnaden-
bildern. Dargestellt am Beispiel des Villinger
Nägelskruzifixes**

Diplomarbeit, Institut für Technologie der Malerei der Staatlichen Akademie der bildenden Künste Stuttgart, Stuttgart 1982 - 94 S.: 53 Abb.

Kurze Geschichte der Gnadenbildverehrung. Problematik der Gnadenbildrestaurierung. Fallbeispiel: Nägelskruzifix.

DM 12,00 (Villinger Museen)

Schulz, Günter

**Geschichte der ehemaligen Königlich Württem-
bergischen Saline Wilhelmshall bei Schwenningen
am Neckar. 1823-1865**

Hg. Stadtverwaltung Schwenningen a. N.: Hermann Kuhn KG, [1967] - 124 S.: 22 Abb.

(Schriftenreihe der Großen Kreisstadt Schwenninger am Neckar in Verbindung mit dem Schwenninger Heimatverein, Bd. 7)

Erste Schwenninger Industrieanlage. Betrieb der Saline Wilhelmshall bei Schwenningen. 1824-1865.

DM 5,00 (Schwenninger Heimatmuseum)

**Tagebuch des Abt Michael Gaisser der Benedikti-
nerabtei St. Georgen zu Villingen. *1595 †1655**

Hg. Stadtarchiv - J. Fuchs, 2., neu durchgesehene und ergänzte Aufl., Bd. 1 - 1621-1635, Bd. 2 - 1636-1655, VS-Villingen: maschinenschriftl. Vervielfältigung, 1984, 2 Bde. - [1722] S.

Anlaß: 900 Jahrfeier der Gründung des Klosters St. Georgen.

DM 80,00 pro Bd. (Villinger Museen)

Die Zähringerstädte

Veröffentlichung zum „Zähringer-Jubiläum“, Hg. Stadt Villingen-Schwenningen, verantwortlich J. Fuchs, VS-Villingen: Müller-Druck KG, 1978 - 132 S.: [59] Abb.

Besitzungen der Zähringer. Portraits der Zähringer Städte.

DM 15,00 (Villinger Museen)

Museumsbroschüren

VS-Villingen, Museen

Das Franziskaner-Kloster in Villingen Geschichte und Gegenwart

Hg. Stadt Villingen-Schwenningen, Villingen-Schwenningen: Todt-Druck GmbH, 1988 - 39 S.: [31] Abb.

Führer durch die ehemalige Klosteranlage. Erläuterung der heutigen Nutzung.

DM 3,00 (Villinger Museen)

VS-Villingen, Museen

Das Franziskaner-Kloster in Villingen deutsch - französisch - italienisch - englisch

Hg. Stadt Villingen-Schwenningen, Villingen-Schwenningen: Todt-Druck GmbH, 1989 - [11] S.

Geschichte und Nutzung des Franziskaner-Klosters.

DM 0,50 (Villinger Museen)

VS-Villingen, Museen

Franziskaner Museum Villingen-Schwenningen

Hg. Josef Fuchs, Villingen-Schwenningen 1986 - Faltblatt - [6] S.: [3] Abb.

Kurzerklärung zur Geschichte der Klosteranlage.

DM 0,50 (Villinger Museen)

VS-Villingen, Museen

Franziskaner-Museum

Abteilung Schwarzwaldsammlung Villingen

Stadt Villingen-Schwenningen, [ohne Angaben] - Faltblatt - [14] S.: [14] Abb.

Erklärung zur Oscar Spiegelhalter Sammlung.

DM 0,50 (Villinger Museen)

VS-Villingen, Museen

Das Münzwesen zu Villingen

[ohne Angaben] - Faltblatt - [4] S.: [2] Abb.

Kurzgefaßte Münzgeschichte mit Bezug auf Villingen.

DM 0,50 (Villinger Museen)

VS-Villingen, Museen

Museum Altes Rathaus Villingen

Erweiterung und Neuaufstellung

Hg. Stadtmuseen Villingen, Villingen: Druck A. Müller, [1979] - [8] S.: [19] Abb.

Sammlungsgeschichte. Exponate.

DM 2,00 (Villinger Museen)

VS-Villingen, Museen

Der Palmesel

Hg. Stadtmuseen Villingen, Villingen-Schwenningen [1979] - Faltblatt - [8] S.: [10] Abb.

Palmesel des Franziskanermuseums. Spendenaktion.

DM 0,50 (Villinger Museen)

VS-Villingen, Museen

Revellio, P.: Das Alte Rathaus in Villingen im Schwarzwald

Ein Rundgang durch das Heimatmuseum, Villingen: Müller-Druck, [1948] - [29] S.: [8] Abb.

Geschichte des Alten Rathauses und seiner Gegenstände. Anlaß: beendete Renovierungsarbeiten 1948.

DM 0,50 (Villinger Museen)

Museumskataloge

VS-Schwenningen, Heimatmuseum

Glas aus dem Schwarzwald

Die Glasabteilung des Heimatmuseums der Stadt Villingen-Schwenningen im Stadtbezirk Schwenningen, von Manfred Reinartz, Hg. Stadt Villingen-Schwenningen, VS-Schwenningen: Zoephel Offset, 1980 - 126 S.: [258] Abb.

Gebrauchsglas. Typologie. Katalog.

DM 5,00 (Schwenninger Heimatmuseum)

VS-Schwenningen, Heimatmuseum

Möbel aus der Baar

von Manfred Reinartz. Die Möbelabteilung des Heimatmuseums der Stadt Villingen-Schwenningen im Stadtbezirk Schwenningen, Hg. Stadt Villingen-Schwenningen, Villingen-Schwenningen: Hermann Kuhn GmbH & Co. KG, 1986 - 123 S.: [75] Abb.

Schwäbische Bauernmöbel - Baarer Möbel - Stubenöfen. Vom 30jährigen Krieg bis Mitte 19. Jahrhundert.

DM 10,00 (Schwenninger Heimatmuseum)

VS-Schwenningen, Heimatmuseum

Uhren aus dem Schwarzwald

von Manfred Reinartz. Die Schwarzwalduhren des Heimatmuseums der Stadt Villingen-Schwenningen im Stadtbezirk Schwenningen, Hg. Stadt Villingen-Schwenningen, VS-Schwenningen: W. Esslinger, 1982 - 54 S.: [37] Abb.

1/4 Jahrtausend Uhrenindustrie. Katalog.

DM 3,00 (Schwenninger Heimatmuseum)

VS-Villingen, Franziskanermuseum

Schwarzwälder Glas und Glashütten

Hg. Stadt Villingen-Schwenningen, verantwortlich Stadtarchiv - J. Fuchs, Villingen-Schwenningen: R. Schnurr KG, [1976] - 190 S.: ca. 270 Abb. - 2. Ausgabe [nach 1978] - 182 S.: ca. 270 Abb.

Sammlung Spiegelhalter. Schwarzwälder Glasindustrie. Katalog der Objekte.

DM 14,00 (Villinger Museen)

VS-Villingen, Museen

Textilkunst aus fünf Jahrhunderten in den Villingen Museen

Von Irmgard Rapp, Hg. Stadt Villingen-Schwenningen, Stadtmuseen - Josef Fuchs, VS-Villingen: Wetzel Druck KG, 1988 - 144 S.: 122 Abb.

Sakrale und profane Textilien. Geschichte der Werkstoffe und Techniken. Katalog der Objekte.
DM 20,00 (Villingen Museen)

VS-Villingen, Museum Altes Rathaus, Abt. Kunsthandwerk

Hafnerkunst in Villingen

Hg. Stadt Villingen-Schwenningen, verantwortlich Stadtmuseum - Fuchs, VS-Villingen: Müller-Druck KG, 1978 - 173 S.: 250 Abb.

(Bestandskatalog, I)

Anmerkung zum Villingen Kunsthandwerk. Katalog der Hafnerobjekte.

DM 14,00 (Villingen Museen)

VS-Villingen, Museum Altes Rathaus

Villingen Zinn und Zinngießer

Veröffentlichung nach Beständen des „Museum Altes Rathaus Villingen“, Hg. Stadt Villingen-Schwenningen, verantwortlich Stadtmuseen Villingen-J. Fuchs, [Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung in der Schalterhalle der Stadtparkasse Villingen], Villingen: Müller-Druck, [1977] - [19] S.: 61 Abb.

(Kleine Reihe [der Kataloge für die Villingen Museen], H. 1)

Kurzer, geschichtlicher Abriss zum Zinnhandwerk. Werke Villingen Zinngießer.

DM 2,00 (Villingen Museen)

Ausstellungskataloge

Freiburg i. Br., Ausstellungshalle Marienbad

Schwarzwälder Hinterglasmalerei

Beiträge von Peter Assion u. Gudrun Hahner, Volkskundliches Institut der Universität Freiburg i. Br., Konzeption Maria Schüly, Hg. Stadt Freiburg i. Br., Augustinermuseum, 23.12.1992-21.02.1993 Ausstellungshalle Marienbad Freiburg / 26.03 - 30.05.1993 Franziskanermuseum Villingen / 26.06. - 12.09.1993, Tiroler Volkskunstmuseum Innsbruck / ab Dezember 1993 Badisches Landesmuseum Bruchsal, Freiburg i. Br.: Rombach Verlag, 1992 - 168 S.: ca. 328 Abb. (ISBN 3-7930-0636-0)

Volkstümliches Wandbild. Schwarzwälder Hinterglasmalerei. Geschichte. Handel. Motivvorlagen. Provenienz der meisten Objekte aus der Sammlung Oskar Spiegelhalter.

DM 32,00 (Villingen Museen)

VS-Schwenningen, Heimatmuseum

Uhren der Hellmut-Kienzle-Sammlung

Zur Geschichte der Zeitmessung, von Prof. Dr. Richard Mühe - Deutsches Uhrenmuseum Furtwangen, Hg. Stadt Villingen-Schwenningen, Furtwangen: Buch- + Offsetdruck K. Leitz, 1982 - 39 S.: [40] Abb.

Kurze Geschichte der Zeitmessung anhand von Beispielen. Katalog.

DM 3,00 (Schwenninger Heimatmuseum)

VS-Villingen, Altes Rathaus

Waldemar Flaig 1892-1932

Bilder. Aquarelle. Zeichnungen, Hg. Stadt Villingen-Schwenningen, verantwortlich Museum Villingen - J. Fuchs, 1. Febr. - 31. März 1974, Villingen: Müller-Druck, 1974 - [56] S.: [35] Abb.

Biographie. Ausstellungsverzeichnis. Werkverzeichnis des Nachlasses.

DM 8,00 (Villingen Museen)

VS-Villingen, Franziskanermuseum

Waldemar Flaig, 1892 bis 1932

Gedächtnisausstellung, Hgg. Stadt Villingen-Schwenningen und Stadt Meersburg, Katalog Wendelin Renn, Ausstellung Susanne Satzer-Spree Meersburg/Elke Keiper u. Herbert Muhle Villingen-Schwenningen, 26. Mai - 28. Juni 1992 Neues Schloß Meersburg / 3. Juli - 2. August 1992 Franziskanermuseum VS-Villingen, Villingen-Schwenningen: Todt-Druck GmbH, 1992 - 43 S.: 33 Abb. (ISBN 3-927987-20-4)

Biographie. Interpretation zur Landschafts- u. Portraitmalerei.
DM 22,00 (Villingen Museen)

VS-Villingen, Franziskanermuseum

Gegenüberstellungen. Textil - Gestern und Heute

Hgg. Stadtmuseen/Stadtarchiv Villingen-Stadt Villingen-Schwenningen und Landesgewerbeamt Baden-Württemberg und Bund der Kunsthandwerker Baden-Württemberg e. V., Konzept und Text: J. Fuchs/Irmgard Rapp, 16. Juli - 5. Sept. 1989, VS-Villingen: Wetzel Druck KG, 1989 - 72 S.: 58 Abb.

Kunsthandwerk: Weben, Wirken, Handarbeitstechniken in Vergangenheit und Gegenwart. Kurzbiographien der Kunsthandwerkerrinnen.

DM 6,00 (Villingen Museen)

VS-Villingen, Franziskanermuseum

Krankheit und Heilung. Armut und Hilfe

[ohne Angaben], [1983] - 198 S.: 161 Abb.

Grabungsfunde: Gebeine. Medizinische Diagnose der Krankheitsbilder. Rückschluß auf Lebensumstände und Todesursache.

DM 12,00 (Villingen Museen)